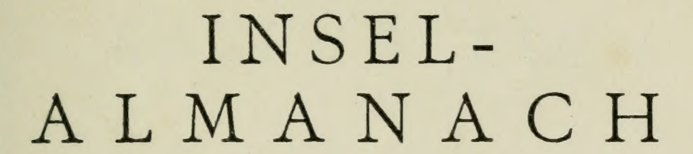
Insel-almanach
(1918)


JNSEL
ALMANACH


19
18



INSEL-ALMANACH

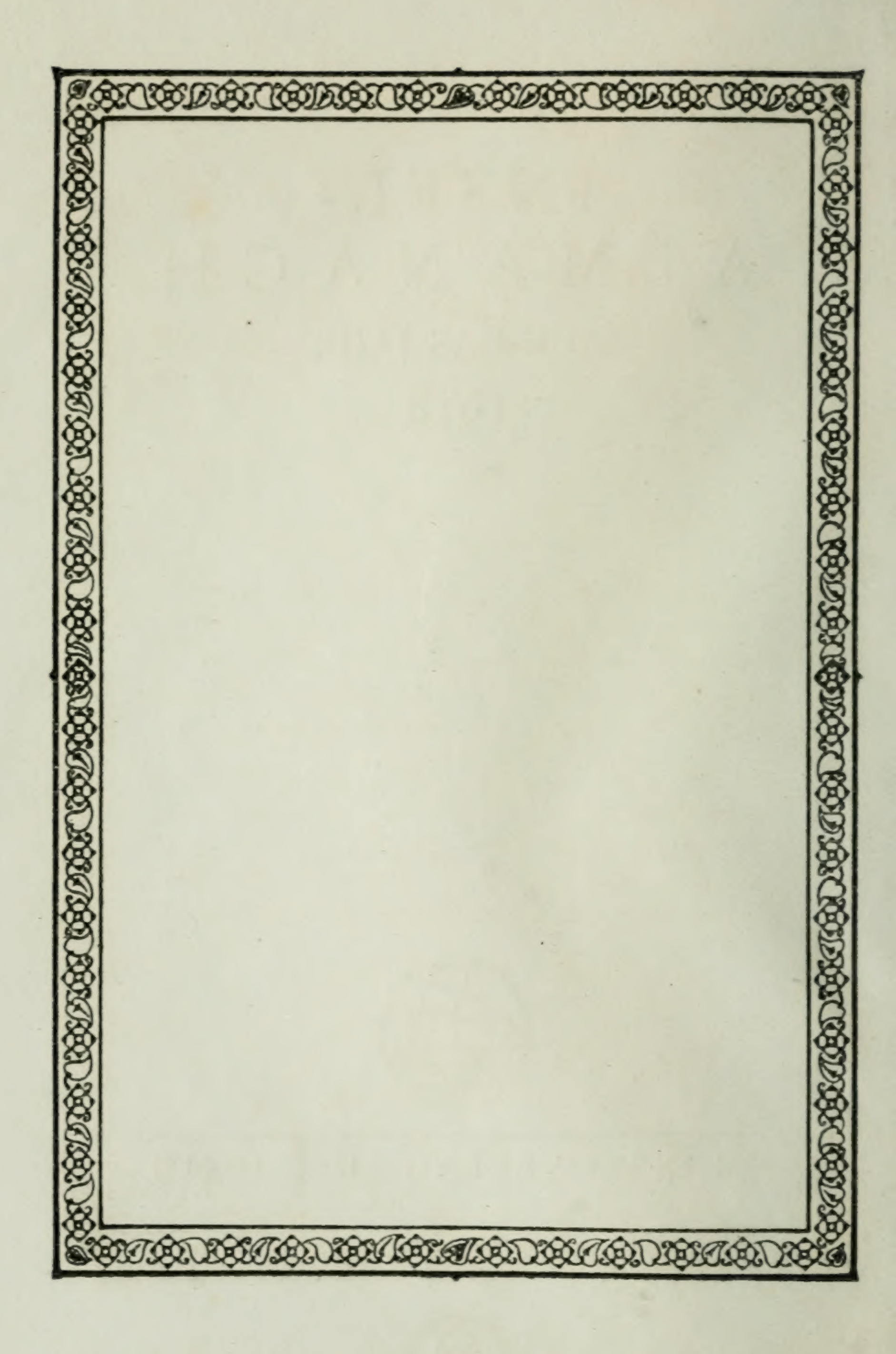
AUF DAS JAHR

1918



IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG





KALENDARIUM

FÜR

1918

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
Schrittweis dem Blicke,
Doch ungeschrecket
Dringen wir vorwärts.

Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Betracht' sie genauer,
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
„Versäumt nicht, zu üben
Die Kräfte des Guten.

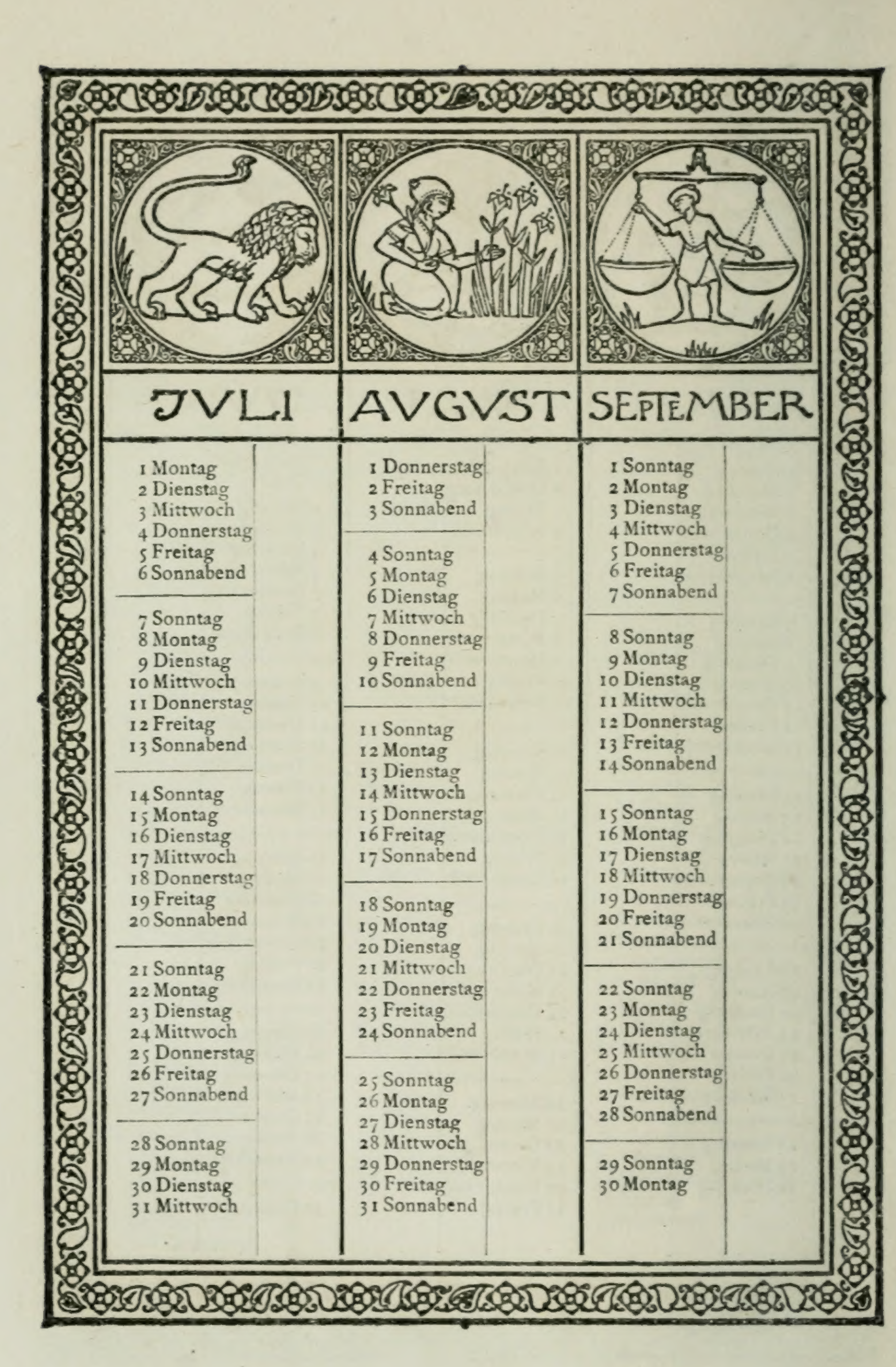
Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen."

GOETHE



JANVAR	FEBRVAR	MÆRZ
1 Dienstag	1 Freitag	1 Freitag
2 Mittwoch	2 Sonnabend	2 Sonnabend
3 Donnerstag	3 Sonntag	3 Sonntag
4 Freitag	4 Montag	4 Montag
5 Sonnabend	5 Dienstag	5 Dienstag
6 Sonntag	6 Mittwoch	6 Mittwoch
7 Montag	7 Donnerstag	7 Donnerstag
8 Dienstag	8 Freitag	8 Freitag
9 Mittwoch	9 Sonnabend	9 Sonnabend
10 Donnerstag	10 Sonntag	10 Sonntag
11 Freitag	11 Montag	11 Montag
12 Sonnabend	12 Dienstag	12 Dienstag
13 Sonntag	13 Mittwoch	13 Mittwoch
14 Montag	14 Donnerstag	14 Donnerstag
15 Dienstag	15 Freitag	15 Freitag
16 Mittwoch	16 Sonnabend	16 Sonnabend
17 Donnerstag	17 Sonntag	17 Sonntag
18 Freitag	18 Montag	18 Montag
19 Sonnabend	19 Dienstag	19 Dienstag
20 Sonntag	20 Mittwoch	20 Mittwoch
21 Montag	21 Donnerstag	21 Donnerstag
22 Dienstag	22 Freitag	22 Freitag
23 Mittwoch	23 Sonnabend	23 Sonnabend
24 Donnerstag	24 Sonntag	24 Sonntag
25 Freitag	25 Montag	25 Montag
26 Sonnabend	26 Dienstag	26 Dienstag
27 Sonntag	27 Mittwoch	27 Mittwoch
28 Montag	28 Donnerstag	28 Donnerstag
29 Dienstag		29 Freitag
30 Mittwoch		30 Sonnabend
31 Donnerstag		31 Sonntag


APRIL
1 Montag
2 Dienstag
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag
6 Sonnabend
7 Sonntag
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag
13 Sonnabend
14 Sonntag
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag
20 Sonnabend
21 Sonntag
22 Montag
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Donnerstag
26 Freitag
27 Sonnabend
28 Sonntag
29 Montag
30 Dienstag
MAI
1 Mittwoch
2 Donnerstag
3 Freitag
4 Sonnabend
5 Sonntag
6 Montag
7 Dienstag
8 Mittwoch
9 Donnerstag
10 Freitag
11 Sonnabend
12 Sonntag
13 Montag
14 Dienstag
15 Mittwoch
16 Donnerstag
17 Freitag
18 Sonnabend
19 Sonntag
20 Montag
21 Dienstag
22 Mittwoch
23 Donnerstag
24 Freitag
25 Sonnabend
26 Sonntag
27 Montag
28 Dienstag
29 Mittwoch
30 Donnerstag
31 Freitag
JVNI
1 Sonnabend
2 Sonntag
3 Montag
4 Dienstag
5 Mittwoch
6 Donnerstag
7 Freitag
8 Sonnabend
9 Sonntag
10 Montag
11 Dienstag
12 Mittwoch
13 Donnerstag
14 Freitag
15 Sonnabend
16 Sonntag
17 Montag
18 Dienstag
19 Mittwoch
20 Donnerstag
21 Freitag
22 Sonnabend
23 Sonntag
24 Montag
25 Dienstag
26 Mittwoch
27 Donnerstag
28 Freitag
29 Sonnabend
30 Sonntag



JVLI

1 Montag
2 Dienstag
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag
6 Sonnabend

7 Sonntag
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag
13 Sonnabend

14 Sonntag
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag
20 Sonnabend

21 Sonntag
22 Montag
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Donnerstag
26 Freitag
27 Sonnabend

28 Sonntag
29 Montag
30 Dienstag
31 Mittwoch

AVGVST

1 Donnerstag
2 Freitag
3 Sonnabend

4 Sonntag
5 Montag
6 Dienstag
7 Mittwoch
8 Donnerstag
9 Freitag
10 Sonnabend

11 Sonntag
12 Montag
13 Dienstag
14 Mittwoch
15 Donnerstag
16 Freitag
17 Sonnabend

18 Sonntag
19 Montag
20 Dienstag
21 Mittwoch
22 Donnerstag
23 Freitag
24 Sonnabend

25 Sonntag
26 Montag
27 Dienstag
28 Mittwoch
29 Donnerstag
30 Freitag
31 Sonnabend

SEPTEMBER

1 Sonntag
2 Montag
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag
7 Sonnabend

8 Sonntag
9 Montag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Sonnabend

15 Sonntag
16 Montag
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag
21 Sonnabend

22 Sonntag
23 Montag
24 Dienstag
25 Mittwoch
26 Donnerstag
27 Freitag
28 Sonnabend

29 Sonntag
30 Montag







OKTOBER

1 Dienstag
2 Mittwoch
3 Donnerstag
4 Freitag
5 Sonnabend

6 Sonntag
7 Montag
8 Dienstag
9 Mittwoch
10 Donnerstag
11 Freitag
12 Sonnabend

13 Sonntag
14 Montag
15 Dienstag
16 Mittwoch
17 Donnerstag
18 Freitag
19 Sonnabend

20 Sonntag
21 Montag
22 Dienstag
23 Mittwoch
24 Donnerstag
25 Freitag
26 Sonnabend

27 Sonntag
28 Montag
29 Dienstag
30 Mittwoch
31 Donnerstag

NOVEMBER

1 Freitag
2 Sonnabend

3 Sonntag
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch
7 Donnerstag
8 Freitag
9 Sonnabend

10 Sonntag
11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Donnerstag
15 Freitag
16 Sonnabend

17 Sonntag
18 Montag
19 Dienstag
20 Mittwoch
21 Donnerstag
22 Freitag
23 Sonnabend

24 Sonntag
25 Montag
26 Dienstag
27 Mittwoch
28 Donnerstag
29 Freitag
30 Sonnabend

DECEMBER

1 Sonntag
2 Montag
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag
7 Sonnabend

8 Sonntag
9 Montag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Sonnabend

15 Sonntag
16 Montag
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag
21 Sonnabend

22 Sonntag
23 Montag
24 Dienstag
25 Mittwoch
26 Donnerstag
27 Freitag
28 Sonnabend

29 Sonntag
30 Montag
31 Dienstag



Moritz von Schwind: Jagdszene

DIE LEHRE VOM IDEAL / VON KARL SCHEFFLER

NACH einem Ausspruch Goethes deutet alles Theoretisieren auf ein Stocken oder Nachlassen der schöpferischen Fähigkeiten. Dieses Wort hat die Kraft eines Lehrsatzes und gilt ebensowohl für die Völker wie für die Individuen. Aus ihm allein könnte man schon schließen, wenn nicht andere Anzeichen noch in Fülle vorhanden wären, daß es kritische Jahre für die schöpferischen Kräfte der Kunst gewesen sein müssen, als jene groß gedachten Theorien aufkamen, die nun schon einhundertundfünfzig Jahre lang das geistige Leben Europas beherrschen und deren Schöpfer in Deutschland so große Geister wie Winckelmann, Lessing und Goethe gewesen sind. Die Theorien sind in dem Augenblick aufgetreten, als in den Künsten mit den Formen des Barock und Rokoko die ursprüngliche Gestaltungskraft abklang und als mit dem Klassizismus eine kritisch abgeleitete Kunst, eine Bildungskunst, heraufkam. Auch jetzt war die Theorie, wie edel die Gedanken und Forderungen, wie genial die Vertreter immer sein mochten, ein Notprodukt; ihre Verkünder standen im Dienste einer Kultursehnsucht, sie fühlten sich – selbst schöpferische Geister – unbefriedigt von der Zeit und wollten eine allgemeine Vollkommenheit erzwingen. Wer die Kunsttheorien von Männern wie Lessing oder Goethe kritisiert, muß betonen, daß sie und viele ihrer Genossen als Persönlichkeiten und Begabungen viel mehr waren als Theoretiker – selbst dann noch, wenn man von ihren poetischen Arbeiten absieht. So strittig ihre Kunstlehren sind, so groß stehen ihre kunsttheoreti-

schen Schriften noch da als Denkmale eines klassischen Schreibstils und einer vorbildlichen Methode, Gedankenfolgen mit architektonischer Klarheit zu entwickeln. Diese Männer werden nicht kleiner, weil sie in einem Punkte geirrt haben, denn ihr Irrtum war der einer ganzen Zeit, er war eine notwendige Folge des „Stockens oder Nachlassens der schöpferischen Kräfte“ in den bildenden Künsten. Heute, wo diese Kräfte sich wieder regen, würden so lebendige Geister ganz woanders stehen. Lessing hätte in unsern Tagen wahrscheinlich mit seiner zielsicheren Logik einen Anti-Laokoon geschrieben und würde orthodoxe Anhänger der Laokoonlehre mit eben jenem heiteren Witz verfolgen, der seinerzeit die Herren Lange und Goeze getroffen hat. Und Goethe würde vielleicht den herrlichen Instinkten seiner Jugend glauben, würde mehr seiner eingeborenen gotischen Natur folgen, die den „Faust“ hervorgebracht hat, und nicht einem abgeleiteten klassizistischen Bildungsideal so unbedingt vertrauen.

Die Gefahr der von unsern Klassikern meisterhaft formulierten Kunsttheorien, die den Deutschen noch jetzt heilig sind, besteht darin, daß diese Lehren nur die Hälfte der menschlichen Kunstkraft gelten lassen. Die Kunst ist von diesen großen Begriffsreinigern nicht als eine Ganzheit mit zwei Polen erfaßt und dargestellt worden. Sie lebten auf der einen Hemisphäre der Kunst und vergnügten sich dort an ihren Spekulationen; die andere Halbkugel blieb für sie im Dämmer, und sie sprachen davon mit einem gewissen Schauder. Keiner glaubte, daß auch diese andere Welt einmal im Mittagslicht daliegen könne. Und doch

war unter den Gesetzgebern wenigstens einer, der vor allen andern berufen gewesen wäre, eine neue Lehre von dem Zusammenhang aller bildenden Kräfte zu geben: Goethe. Während auf ihn mehr oder weniger alle Lehren zurückweisen, die die Natur als ein unzerstörbares Ganzes nehmen, während er in der Natur an Polarität und Stetigkeit, an Metamorphosen und an feste Gesetze des Formwerdens glaubte, hat er die Kunst – die doch eine zweite Natur, eine Natur auf dem Wege über den menschlichen Willen und die menschliche Erkenntniskraft ist – nicht so umfassend gesehen. Vielleicht weil er Künstler war und sich als solcher für ein bestimmtes Klima entscheiden mußte. An die Formen der Kunst ist er kritisch, ausscheidend herangetreten, hat sich für eine bestimmte Formenwelt begeistert und eine andere verurteilt. Überzeugt, durchaus objektiv vorzugehen, hat er – und mit ihm seine ganze Zeit – tendenzvoll gewertet. Und so ist der Begriff zur Herrschaft gelangt. Es war das Unglück jener Zeit, daß die Theorie nicht einer lebendigen Kunst folgte, sondern eine neue Kunst schaffen wollte, daß sie sich über den Künstler stellte, anstatt neben und unter ihn. Auch waren die großen Werke der Vergangenheit, die den Theoretikern als Muster galten, nur unvollkommen aus Kopien und Nachahmungen bekannt; die bedeutendsten Beispiele waren noch nicht gefunden. Es war fast unmöglich, von konkreten Vorbildern aus ein wünschenswertes Ganzes zu denken. Im Gegenteil: von einem für wünschenswert gehaltenen Ganzen aus wurden Forderungen für alles einzelne festgestellt. Und dieses eben ist der Weg des Begriffes. Nichts ist dem Denken über Kunst

gefährlicher als Mangel an Anschauungsstoff und Herrschaft des Begriffs. Denn jeder Begriff, so grenzenlos er scheinen mag, ist hart begrenzt und stößt immer irgendwo mißtönend mit der Unendlichkeit des Lebens zusammen. Wogegen in jeder sinnlich geborenen Empfindung immer das ganze Lebensgefühl enthalten ist, etwa so, wie in jedem Naturausschnitt die ganze Natur zu sein scheint. Dieses ist das große Geheimnis des reinen Gefühls: daß im Augenblick das Ewige, im Beschränkten das Unbegrenzte, im Zufälligen das Gesetzmäßige aufglänzen. Nur wer die Kunst aus der Erfahrung der sinnlichen Empfindungen denkt, hat sie in ihrer Totalität; wer sie begrifflich meistern will, besitzt sie immer nur in Teilen. Darum haben die schaffenden Künstler, in all ihrer Einseitigkeit, ein so fruchtbares Verhältnis zur Kunst. Sie wählen, gruppieren und werten aus dem Instinkt, ihre Gedanken werden von der leidenschaftlichen Liebe geboren, während sich beim Theoretiker nicht selten die Liebe erst am Gedanken entzündet.

Als Kind eines genialisch gesteigerten Denkens über die Kunst, ist nun vor anderthalb Jahrhunderten eine Idee hervorgetreten, die freilich etwas Blendendes hat und die darum auch heute noch fast unumschränkt herrscht. Sie spricht sich aus in dem Lehrsatz, der Endzweck der Künste sei „das Schöne", und die Wirkung der Künste auf das menschliche Gemüt müsse ein Vergnügen sein. Lessing sagt im „Laokoon", daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen wäre und daß darum alles andere, auch von uns, der Schönheit untergeordnet werden müsse. Diesem Lehrsatz ist

die Frage entgegenzustellen: Was ist Schönheit? Ist Schönheit etwas ein für allemal Feststehendes? Frag man die Kunstgeschichte um Rat, so zeigt es sich bald, daß die Schönheit, wie unsere Klassiker sie verstanden, nicht das Endziel der Künste sein kann, sondern daß sie eine Begleiterscheinung ist, ähnlich etwa wie die Wohlgestalt des menschlichen Körpers nicht der Zweck, sondern eine von selbst sich ergebende Eigenschaft der organisierenden Natur ist.

Gäbe es eine absolute Schönheit in der Kunst und dürfte folgerichtig nur sie gelten, so wäre alles andere neben ihr niederen Grades. Das haben unsere Theoretiker ja auch behauptet. Man ist sogar so weit gegangen, zu sagen, diese Schönheit wäre nur einmal einem auserwählten kleinen Volke, den Griechen, gelungen und die Nachgeborenen könnten nichts Besseres tun, als sich nach ihnen zu richten. Das kommt aber einer Bankerotterklärung der Menschheit gleich. Es ist unmöglich, das Wesen der Kunst von der Schönheit aus zu bestimmen. Der junge Goethe war dem Zentrum des Problems näher, als er, hingerissen von einem Erlebnis des Auges, vor dem Straßburger Münster stand und das Wort fand: „Die Kunst ist lange bildend, ehe sie schön ist, und doch so wahre, große Kunst ja oft wahrer und größer, als die schöne selbst.“ Mit diesem Wort ist das Wesen der Kunst wie mit einer einzigen Linie umschrieben. Der Wille der Kunst ist es, bildend zu sein und ein Inneres so auszudrücken, daß es ein Äußeres wird. Der Ausdruck eines inneren Zustandes, das ist das Entscheidende. Die Schönheit umfaßt nur die Hälfte, sie zielt auf den Genuß, sie

befriedigt Glückseligkeitsbedürfnisse und das Verlangen nach ruhiger, heiterer Harmonie. Das Glück aber ist in der Kunst ebensowenig das Höchste wie im Leben. Um ein Wort Lessings zu variieren: auch in der Kunst ist das Streben nach Glück und Schönheit mehr als der Besitz von beiden. Der Welt des Kunstgefühls gehören ebensowohl die Empfindungen des Schreckens, die Dissonanzen des Charakteristischen, die Monumentalität des Erhabenen an. Auch die Formen des Willens, die das Groteske erzeugen, gehören zur Kunst; denn die Kunst ist vor allem ein Akt des Willens und darum ihrer Natur nach elementar. Auch sie setzt vor die Form das Chaos, vor die Harmonie das Übermaß und die Urkraft vor die Schönheit. Die Kunst entsteht im kleinen nicht anders, wie die Welt im großen entstanden ist. Wie die uns heute umgebende Landschaft kaum etwas gemein hat mit der von der menschlichen Hand noch unberührten Landschaft, wie die kultivierte, in soziale Rhythmen gebrachte Landschaft etwas anderes ist als die vorgeschichtliche, aus Gottes Hand hervorgegangene, und wie die Schönheit der vermenschlichten Landschaft nicht höher gewertet werden darf als die Gewalt der ursprünglichen, so darf auch eine klassizistisch geglättete und veredelte, so darf auch die „schöne" Kunst nicht absichtsvoll der ursprünglichen Kunst als etwas Höheres entgegengestellt werden. Es darf nicht heißen: dieses ist richtig und jenes ist falsch, sondern es muß heißen: die Kunst geht lebendig in Metamorphosen durch die Zeiten dahin, sie kennt nicht „Ziele", sie kennt nur Bewegung, und auch für sie ist der Weg das Ziel. Wie kein einzelner Sterblicher die ganze Wahrheit hat,

wie die Wahrheit vielmehr unter alle ausgeteilt ist, so ist auch die Kunst als Ganzes nie im Besitz eines einzelnen Volkes oder einer bestimmten Zeit. Alle Stile zusammen erst sind die Kunst.

Aus der Lehre, das Endziel der Kunst sei die Schönheit, hat sich folgerichtig die Verkündigung eines Ideals ergeben. Nun hat aber jedes Ideal etwas Autokratisches, etwas Ausschließendes. Es duldet nicht seinesgleichen neben sich, es kann seinesgleichen gar nicht geben, wie die Pyramide nur eine Spitze haben kann. Daneben ist in jedem Ideal etwas Einschmeichelndes und Betörendes. Es pflegt den Wahn, es gäbe im Leben und in der Kunst etwas Absolutes, wo doch alles Sterbliche und von Sterblichen Geschaffene irgendwie bedingt sein muß. Und indem es angeblich zum Streben nach dem Höchsten auffordert, lähmt es von vornherein die Flugkraft, weil es den Strebenden immer mehr oder weniger zur Nachahmung verdammt und ihn unselbständig macht. Nur unproduktive Menschen und Zeiten konstruieren das Ideal, sie geben sich mit seiner Hilfe eine Wichtigkeit, die sie nicht haben; naive Menschen, willenskräftige Völker tragen ihre Ziele im Instinkt, niemals aber drücken sie sie begriffsmäßig mit Idealforderungen aus. Wie es denn auch bezeichnend ist, daß unsere großen Dichter wohl Idealforderungen für die bildende Kunst aufgestellt haben, nicht aber für die Kunst, worin sie selbst Meister waren, für die Poesie. In unserm Falle hat die Idee vom absoluten Ideal der Kunst unser Volk, ja, unsere Rasse lange Zeit hindurch blind gemacht für das eigentlich Bildende der Kunst. Besonders die Deutschen haben schwer gelitten

unter der Idealisierungstheorie, weil sie alle geistigen Dinge immer bis zur letzten Konsequenz verfolgen und gründlich sind bis zur Selbstvernichtung. Noch heute ist dem Deutschen das Wort Idealismus etwas Heiliges, vor dem die Kritik anhält; das Wort bezeichnet etwas Sittliches. Und doch lehrt die Erfahrung, daß dem unbedingten Idealismus zumeist der Jüngling verfällt, der Werdende, der noch nicht mit sich selbst einig Gewordene, der Sehnsüchtige, ja Unzufriedene. Wendet man diese Erfahrung auf das Ganze an, so zeigt es sich, daß der deutsche Idealismus, der uns in unseren Augen über die anderen Völker erhebt und uns zu dem auserwählten Volke zu machen scheint, auch ein Produkt der Not ist, ein Mittel, um über eine gewisse Unfertigkeit und Unbegabtheit hinwegzukommen, und ein Zeichen dafür, daß das Wollen noch bedenklich größer ist als das Können. Der deutsche Idealismus ist das Werkzeug einer Schwäche, die Kraft werden möchte. In der Kunst hat gerade das Ideal die Deutschen seit anderthalb Jahrhunderten verhindert, das Nächste zu tun, hat ihre Blicke nach Wolkenkuckucksheim schweifen lassen, wo es besser gewesen wäre, einfach, vernünftig und besonnen vom Handwerk auszugehen. Der Idealglaube hat die Tradition verdorben. Er macht das deutsche Volk ehrwürdig, aber er hat es auch problematisch gemacht; er verleiht uns – vielleicht – „Wichtigkeit vor Gott", aber er verhindert den Einfluß auf die Menschen. Er macht im Inneren unsicher und – in der Folge – begriffsüchtig, lehrhaft und hochmütig nach außen. So fruchtbar ein lebendiger Idealismus sein kann, wenn er still und unbewußt in der Brust des Individuums glüht



Jugendbildnis Hölderlins (Aquarell; 1786)

und alle Taten adelt, so gefährlich ist er, wenn er als Begriff zum Bewußtsein erwacht und sich Herrschaft anmaßt. Geht man die Geschichte der deutschen Kunst in den letzten hundertundfünfzig Jahren durch, so zeigt es sich, daß das griechische Vollkommenheitsideal zwar eine Kunst aus dritter und vierter Hand nachhaltig gefördert hat, ja daß es sogar allgemein eine gewisse edle Afterkultur zu schaffen fähig gewesen ist, zugleich aber hat es die eigentlich schöpferischen Kräfte, die naiven Talente bedroht und sie gezwungen, sich abseits zu entwickeln, es hat die geniale Begabung einsam gemacht und in die Verbannung getrieben. Und so ist eine tiefe Kluft entstanden, die quer durch unsere Kultur geht. Dieser stolze Idealismus erweist sich als ein Danaergeschenk; er macht oft blind für die Grenzlinie, die Wahrheit von Lüge scheidet und echte Empfindung von Schwärmerei; er peitscht auf und verhindert doch zugleich das Schöpferische, er predigt das Absolute und läßt nur das Bedingte entstehen. Während die Zeit ganz unharmonisch war, ja eben weil sie es war, hat dieser Idealismus die Harmonie gepredigt. Da aus sich selber aber niemand imstande war, harmonisch zu werden, so wurde als Muster in der Kunst der griechische Stil aufgestellt.

Ein Stil! Es ist das Eigentümliche des begrifflichen Idealismus, daß er lieber von einem Stil redet, als von bestimmten Kunstwerken. Oder er macht das einzelne Kunstwerk zu einem Stilsymbol. In Deutschland sind, zum Beispiel, die einflußreichsten Theorien an ein Kunstwerk geknüpft worden – an die Laokoongruppe –, das keineswegs zu den guten griechischen Arbeiten gehört, in dem die spe-

zifischen Eigenschaften des griechischen Formwillens nur sehr bedingt enthalten sind, ja das recht eigentlich dem Formenkreis des griechischen Barock angehört und dessen Lobpreisung von seiten Lessings, Goethes und ihrer Geistesverwandten beweist, wie sehr dieses Geschlecht, das so viel von der „edlen Einfalt und stillen Größe" der Antike sprach, im Instinkte noch den Barockempfindungen des achtzehnten Jahrhunderts unterworfen war. Es ist damals der grundsätzliche Fehler gemacht worden, Stil und Qualität miteinander zu verwechseln; man meinte, ein Kunstwerk sei schon wegen seiner Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stil – zum griechischen Stil – gut und besser als jedes andere. Darin liegt eine folgenschwere Verwechslung der Art mit dem Grad. Die Art kann überhaupt nicht kritisiert werden, weil sie gar nicht vom Willen abhängig ist, sie kann nur konstatiert werden, kritisieren kann man allein den Grad. Kunststile lassen sich ebensowenig kritisch vergleichen, wie man die Buche mit der Tanne qualitativ vergleichen darf. Man sagt ja auch nicht, der Granit sei besser als der Sandstein, man sagt nur, er sei härter. Der Stil eines Volkes ist der Abdruck seines Willens, seiner ganzen Eigenart, wie sie im Wind und Wetter der Geschichte geworden ist; auch der Stil ist ein Naturprodukt, er kann nicht anders sein, als er ist, und muß darum hingenommen werden wie ein Schicksal. Er kann nur naturgeschichtlich beurteilt werden. Es geht ebensowenig an, zu sagen, der eine Stil sei richtig und der andere sei falsch, wie man eine Sprache richtig oder falsch nennen darf. Es gibt begünstigte Kunststile, die sich in einer viele Hemmungen beseiti-

genden Umwelt entwickeln, und es gibt andere, die sich mühsam durchringen müssen und die dabei eine mehr knorrige Formenwelt hervorgebracht haben – wie es vokalreiche und konsonantenreiche, harte und weiche, mehr wohllautende und mehr charakteristische Sprachen gibt. Man mag so weit gehen, zu sagen, daß es talentvolle und weniger begabte Völker gibt und daß dieses Mehr oder Weniger sich deutlich in den Kunststilen ausdrückt. Selbst damit aber hat das von einem begabten Stil getragene Kunstwerk nichts Entscheidendes gewonnen; das Entscheidende bleibt immer die schöpferische Persönlichkeit. Auch eine Sprache kann den Dichter fördern oder hemmen, sie kann für ihn bis zu gewissen Graden „dichten und denken"; aber sie kann nicht den Dichter machen. Ein Stil kann mit seinen Regeln bestenfalls das Schlechte verhindern, Kunstwerke aber kann er nicht spontan hervorbringen. Kurz: die Qualität des Kunstwerks ist in den wesentlichen Punkten vom Stil unabhängig, ja sie beginnt erst jenseits der Stilform. In dieser Hinsicht ist es von tiefer Bedeutung, daß die großen Kunstwerke aller Zeiten und Länder einander verwandt erscheinen. Homer ist dem Dichter des Nibelungenliedes, Sophokles ist Shakespeare näher verwandt, als Schiller es einem seiner mittelmäßigen Epigonen ist. Damit ist nicht gesagt, der Stil sei unwesentlich, denn er ist ja das Formenklima, in dem der Künstler heranwächst; nur darf die Zugehörigkeit zu bestimmten Stilformen nicht zum Kriterium des Wertes oder Unwertes gemacht werden. Und das eben ist in Deutschland, in Europa im letzten Jahrhundert geschehen. Dieser Vorgang ist um so unnatürlicher, als es

eine fremde, in einer südlichen Kultur einst gewordene Formenwelt gewesen ist, der die Deutschen sich zugewandt, die sie als Vollkommenheitsideal verkündet haben. Soll schon ein Stilideal aufgestellt werden, so liegt es doch am nächsten, die im eigenen Lande organisch gewachsenen Kunstformen als vorbildlich zu bezeichnen. Der auf germanische Initiative zurückzuführende gotische Stil aber ist von den Gesetzgebern unserer Ästhetik geradezu verfemt worden. Als unsere Literatur auf ihrer Höhe stand, wurde den bildenden Künsten von den Schöpfern einer klassischen deutschen Schriftsprache eine fremde Formensprache gezeigt, mit der Forderung, diese müsse das den Deutschen eigentümliche Idiom werden. So war es, wie gesagt, in ganz Europa. Aber die anderen Nationen haben verstanden, das Griechische mehr zu französieren, zu anglisieren, zu italienisieren; wir allein sind so „objektiv“ gewesen, daß wir nur schüchtern eine Verdeutschung des Griechischen gewagt haben. Wir haben geglaubt, glauben es wohl noch heute, es gäbe einen Normalstil. Wohin diese Meinung geführt hat, das liegt vor aller Augen: sie hat eine Epigonenkunst gezeugt. Eine Epigonenkunst, die als Bildungsresultat bewundernswürdig ist, die bei alledem aber wie ein Laboratoriumserzeugnis erscheint. Aus den Theorien ist eine Kunst hervorgegangen, die lehr- und lernbar ist, eine gelehrte Kunst, kurz: die Akademie. Das Streben nach der absoluten Schönheit hat zu einem trüben Eklektizismus geführt. Und hat zu gleicher Zeit einen temperamentlosen Naturalismus aufkommen lassen. Denn beides, Stileklektizismus und Naturalismus, sind einander keineswegs ent-

gegengesetzt, sie sind miteinander verwandt. In Zeiten, wo aus den Meisterwerken der Vergangenheit und der Fremde Einzelformen losgelöst und in anderem Zusammenhang, zu anderen Endzielen verwandt werden, wo die einst genial gebildeten Formen der Alten mit gelehrtem Wissen nachgeahmt werden, macht sich der Künstler auch von der Natur in subalterner Weise abhängig. Das griechische Ideal konnte nicht eine neue Klassik heraufbeschwören – denn diese fließt allein aus dem elementaren Willen –, es hat nur den klassizistischen Stil geschaffen. Und das große Naturgefühl der Alten hat nicht das moderne Naturgefühl selbständig gemacht, sondern unfrei. Das neunzehnte Jahrhundert ist eine Epoche der stückweisen Kunst- und Naturnachahmung, der Formflauheit, der sentimentalischen Ideologie gewesen. Es haben in ihm die Künstler der mittleren Linie geherrscht, während die wahrhaft Selbständigen verfolgt und vernachlässigt worden sind. Wir haben uns gewöhnt, inmitten einer abgeleiteten Bildungskultur zu leben, als sei dieser Zustand normal. Das heute lebende Geschlecht weilt, vom ersten Tage seines Daseins ab, in einer unerfreulichen klassizistisch-naturalistischen Umwelt, entstanden aus dem Kompromiß, den der verstiegene Idealismus und das rohe Bedürfnis eines wirtschaftlich schnell erstarkten Siebenzigmillionenvolkes geschlossen haben. In unseren Städten ziehen, zu seiten der geraden, breiten Straßen, in Reihen die Palazzofassaden dahin. Die ganze architektonische Formenwelt ist irgendwie gräzisiert oder italienisiert, wir haben uns in verkünstelte Verhältnisse hineingelebt, als könne es nicht anders sein.

Um so merkwürdiger ist das Erlebnis, wenn wir aus den gleichmäßigen Straßen mit den akademischen Bauformen unversehens einmal in alte Stadtteile geraten, in enge Gassen mit hochgegiebelten Bürgerhäusern und auf Plätze, wo mit dunklen Massen ein gotischer Dom mächtig emporsteigt. Es scheint plötzlich ein Urlaut zu erklingen, ein erschütternder Schrei des Willens. Dieses Erlebnis stellt sich, schwächer oder stärker, auch vor gewissen Werken des Barockstils oder vor den Resten romanischer Bauten ein. In allen Fällen erlebt man die Form mit einemmal anders, viel intensiver, unmittelbarer und lebendiger. Es spricht der Wille, der vor langer Zeit einst elementar in die Formen hineingetragen worden ist, und dieser Wille ergreift den Nachgeborenen und reißt ihn mit fort. Man fragt gar nicht nach Schönheit oder nach einem Formenideal; es ist genug an der starken inneren Bewegung und an dem Glück, das mit solcher Bewegung verbunden ist Dieses Glück müssen nun aber doch auch die großen Männer gefühlt haben, denen wir die Lehre vom griechischen Kunstideal verdanken. Auch sie haben vor diesen alten Bauwerken gestanden; und daß sie nicht blind daran vorübergegangen sind, davon zeugt wenigstens der Dithyrambus des jungen Goethe vor dem Straßburger Münster. Warum hat Goethe diese herrlichen Jugendinstinkte verleugnet, warum hat er später auf alles Gotische ärgerlich gescholten und es barbarisch genannt? Wären die Führer alle mit ihren Kunstgedanken naiv vom Eindruck ausgegangen, hätten sie mehr dem Instinkt geglaubt, so würden sie den Deutschen doch einen weiten Umweg erspart haben. Daß sie sich um das Erlebnis der An-

schauung nicht groß gekümmert haben, ist ein Beweis dafür, wie sehr der Verstand das Gefühl zu tyrannisieren vermag und welche Macht kritische Tendenzen ausüben können. Viele hundert Jahre haben die Wunderbauten der Gotik den Deutschen, den Europäern vor Augen gestanden und sind für die Kunst doch wie nicht vorhanden gewesen; der Idealbegriff hat über sie hinweggesehen. Dann und wann hat es wohl Zeiten der Reaktion nach einem allzu einseitigen Klassizismus gegeben. Unter den Künstlern im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ist sogar eine gewisse Schwärmerei für das Gotische aufgekommen, und auch das Barock ist zeitweise wieder nachgeahmt worden. Aber es blieb in allen Fällen bei einer sentimentalischen, halb literarischen und epigonenhaften Romantik. Erst in der letzten Zeit ist ein tieferes Verständnis für das Gotische erwacht, in dem Maße, wie die Kenntnis des Anschauungsmaterials zu dem Gefühl geführt hat, daß die gotischen Kunstwerke keineswegs Gebilde mittelalterlicher Roheit oder Werke des Unvermögens sind, sondern nur der Teil einer größeren, über die ganze Erde verbreiteten Formenwelt, und daß die gotische Form jener anderen Form, die im griechischen Stil die reinste Ausprägung erfahren hat, gegenübersteht wie der Winter dem Sommer, wie der Sturm der Ruhe, daß es sich um eine Formenwelt handelt, die man schon darum nicht kritisch ablehnen kann, weil sie unter gewissen Bedingungen überall ähnlich entstanden ist und immer wieder entstehen wird. Diese Einsicht wird uns erleichtert, weil wir inzwischen von einer lebendigen Kunst belehrt worden sind und weil unmittelbar ge-

wonnene Erfahrung ersetzt, was uns von dem persönlichen Genie Lessings oder Goethes abgeht. Wir haben, mit Zweifeln und Entzückungen, das Werden und Wachsen einer neuen Malerei in Europa erlebt, die der Kunst der alten Holländer kongenial ist. Wir haben gesehen, wie ein neuer Stil in der Kunst entsteht. Eine solche Lehre aber wirkt zurück auf die Kunstauffassung überhaupt. Nicht eine Theorie, sondern tausend Erfahrungen haben uns bewiesen, daß Stilfragen nicht Qualitätsfragen sind, daß jeder Stil aber eine Kraft ist, eine Kollektivkraft, und daß diese Kraft sich notwendig auf einen der beiden Pole beziehen muß, in denen die ganze Welt der Kunst hängt. *Aus dem „Geist der Gotik".*

ALBRECHT SCHAEFFER / SPÄTER FRÜHLING

GRAUENDER MORGEN

Schlaftrunken, was zog mich zum Fenster? – Morgen ergraute.
Seltsam im Innern mir
Erwogt' es, – Hora singender Brüder Schar,
Hinziehend unterirdischen Kreuzgang, Gewölbe
Lösend in Lauschen melodisch, – da bebt ich und wachte.

Über noch dunklen Höfen, der Gärten noch farblosem Grün,
Hoch oben stand ein weißes Gold.
Flüchtiges Leuchten kühl, – und verhaltenen Fittichs,
Unregsam, schwebte die Dämmergestalt einer Stille
Verschlossenen Auges hernieder, die Hände gefaltet.

Aber ein heisres Flöten drang in mein schlafend
Gehör, verdämpft aus nahem Stall,
Des eingeschlossenen jungen Hahnes Stimme,
Einmal und zweimal ... Und plötzlich im Leeren tat
Das Unsichtbare sich auf, und ich hörte die Drossel.

War es ein Knistern der ewigen Tür, die sich drehte?
Angel am Hoftor geläutreich der himmlischen Siedler?
Auf fernen Bergen ein güldener Morgenquell – oder
Brach leise auf der Mund eines Morgensterns, rieselnd
Mit Amselstimme, lang pausend im grauenden Schweigen?

Morgenkühle ... Oh dämmrige Stunde des Wachseins!
Drosselgesang, ab tropfend, zerging in der Leere.
Goldinsel im Ozean schmolz ... Ach, wie wußt ich da,
schauernd:
Verwandter Seele wandelnder Morgentraum
Rührte mit Küssen mich an, mit Gesang mir im Innern.

Einsam war ich; es schwieg auch die Amsel. Noch einmal
Seeletiefen leis dröhnten vom Mönchechor ... Schlum-
mernd
Schon wieder, blinderen Auges, das Lager erreicht ich.
Gold über tropfend eine Zinne im Raume
Erhob sich wunderbar, da ich einging ins Dunkel.

DIE WÄRME DES MITTAGS

Es haucht aus Lüften! Spürst dus? ein Gesicht
Kam nah und sang – und hauchte leis und warm.
(Unsichtbar wogt ein ferner Götterschwarm ...)
Nun still! Am Ohr dir flüsterts warm und dicht,
Um deinen Nacken liegt ein goldner Arm ...

Gestalten! oh Gestalten brachen auf
Aus der Natur! aus schwarzem Strauch, dem Baum ...
Ein dunkles Aug, fremd, wild, noch tief im Traum ..
Da weht das Gras vom unsichtbaren Lauf
Blinkender Füße, blumig farbigem Saum ...

Steh still im Weg! – Hoch oben flog ein Schrei ...
Geschwungner Flügel saust. Dein Augenlid
Schließt sich voll Scheu, – und schon – es naht herbei ...
Ein Schatten fällt auf dich ... ein Schatten flieht ...
Ein Fuß ... Gewand ... Wer deutet, was es sei? –

Auf einmal überströmt dich warme Fülle,
Vom Äther wie ein Engel stürzt die Glut!
Der Glieder Hülle schmilzt sie dir ins Blut,
Dein Blut rauscht auf und schmilzt um dich als Hülle,
Durchhaucht vom Gott, der dir zu nahn geruht.

ABENDEMPFINDEN

So ward doch weicher die Luft, und der Himmel aus gleitendem Eise
Schmolz vor gewaltigem Blau, flutend um Ufer von Schnee ...
Schwarz noch, die Gärten erschimmern, begrünt mit den saftigen Spitzen,
Schrillender Kehlchen Gezirp dringt wie aus Mauern hervor.
Überall spaltets und brach naßtriefend sich auf, und die Schwingen
Eiliger Lüfte darin rauschen beweglich heraus.

Kam schon die Schwalbe? Noch nicht ... und leer sind
die Höfe des Äthers
Noch von dem Schwung und Geschrei. – Seliger, der du
nun stehst,
Atmend im Windigen tief, am offenen Fenster: der neuen
Erde gelockerten Trieb, spüre ihn glücklich und sei
Ruhig! Es rollen noch Perlen hervor unterm Fuße des
Wandrers,
Flockt ihm noch fliegendes Gold warm über Lippe und
Stirn.
Und der silberne Blick des Alters pflückt wie der Jugend
Ehrner so sicher und zart azurne Blum' aus Gewölk.
Laß es altern, dein Aug! Unwandelbar kränzt sich ein
Ewges
Jährlich mit Primeln die Stirn, jährlich mit Veilchen den
Mund.
Fels und der Baum wie die Luft beflügeln sich; falterhaft
samten
Regen sich Fittiche rings, – Fittiche auch um dein Herz.
Und zum Lager gewandt, verlächelnd, geschläfert, – wie
ahnt dein
Flügelumfächeltes Haupt flügelumfächelten Traum.

FELIX TIMMERMANS / DIE DARSTELLUNG
(AUS DEM „JESUSKIND IN FLANDERN")

EINE zitternde Schwüle, die aus dem graugelben Himmel niedersank, ließ über Gent, dem Jerusalem von Flandern, den Schnee auf den Dächern und Straßen schmelzen. Und der Schnee, der gestern die alte Stadt

noch so freundlich, still und gemütlich gemacht, tropfte und leckte nun von den Dachrinnen, klatschte und platschte auf die Steine und kollerte in den Gossen. Es tröpfelte von den Giebeltreppchen und den Fensterrahmen, so daß die geweißten Giebel grün und blau davon ausschlugen; es war ein wachsendes Geräusch von Wasser über der ganzen großen Stadt.

Das Schieferblau der Türme und das Braunrot der Dächer ließ hier und da wieder seine traulichen Farben sehn, und das Weiß der Straßen, das gestern noch den Lärm der Fuhrwerke und der schweren Holzschuhe dämpfte, war ein schmutzig breiiger Schlamm geworden, so daß die rasselnden Wagen dieser geschäftigen Stadt die Fensterscheiben der Häuser wieder klirren machten ...

Auf dem Kornmarkt, wo das Volk mit roten Nasen und stampfenden Füßen um die mit Töpfen und Pfannen, Garn, Muskat und anderen Dingen beladenen Verkaufsstände herum rumorte, kamen aus dem Ausspann und der Herberge „Zur goldnen Krone“ Josef und Maria.

Josef, der das Kind in einem schottischen Schal trug, bahnte sich hartnäckig einen Weg durch das Volk, damit Maria frei hindurchgehen konnte, die geduldig hinter ihm herkam und einen Käfig bei sich hatte, worin zwei ineinander geduckte Turteltäubchen saßen.

Sie hatten in der „Goldnen Krone“ geschlafen, nach einem ganzen Tag langsamen Fahrens in einem quietschenden Planwägelchen, den der etwas steife Esel geduldig, aber mühsam bis hierhin gebracht hatte ...

Der Hauptpfarrer von Bethlehem hatte bald von einigen

seiner Diözesanen die Neuigkeit der wundersamen Geburt gehört, doch zwinkernd hatte er mit den Schultern gezuckt, als wollte er bestreiten, daß so etwas möglich sei. Innerlich aber ärgerte er sich sehr, daß er Josef und Maria, arme Leute wie sie waren, an jenem Abend nicht hereingeholt hatte und ihnen warmes Essen gegeben und das geräumige Gastbett, in dem das Kindlein dann reinlich und bequem wäre geboren worden.
Es würde ihm zur Ehre gereicht haben, dachte er, bei den Menschen und bei Gott, und vielleicht hätten spätere Bücher davon erzählt, wie es ihm mit zu verdanken gewesen wäre, daß das Kind, worauf die Welt wartete, geboren wurde. Er hatte die Gelegenheit verpaßt und erinnerte sich des Ausspruchs eines Mönches, der hierauf ging: „Säume nicht, den König einzulassen, und trägt er auch keine Krone auf dem Haupt."
Trotzdem klemmte er seinen unzertrennlichen Parapluie unter den Arm und ging hin, das Kind zu besuchen. Und obwohl er nicht alles glauben wollte, weil er im Unrecht war, hatte er doch sein Barettlein ehrerbietig abgenommen und hatte zu Maria gesagt, als sie um seinen Segen bat: „Müßte ich es nicht sein, der um deinen Segen bittet?"
Noch am selben Tage ließ er durch seine brummige Magd Essen und Geld zu dem Stalle tragen ... Nachdem er das Kind beschnitten hatte (ein alter Brauch in jenen Tagen), gab er der Mutter, bei deren tiefem, einfältigem Blick er immer Wehmut fühlte, mit bewegter Stimme den Rat, nach Gent zur Darstellung zu ziehen.
Und er war so davon erfüllt – wie wenn er sein Versäumnis wieder gutmachen wollte –, daß er für ein

Wägelchen sorgte und im voraus den Hufschmied bezahlte, der neue Eisen unter die Füße des Esels schlug. So waren sie nach Gent gekommen.

Nun, zwischen all diesem Menschengewühl und Gerassel von Karren und Kutschen, in dieser großen Stadt mit ihren Tausenden von Häusern und Hunderten von Straßen fühlten sie sich angstvoll beklommen, wie kleine Kinder in einem Wald.

Und Josef ging nur so aufs Geratewohl durch die Straßen, immer den mächtigen Kirchturm im Auge behaltend, der sich hoch über den Häusern schwärzlichgrau bis in den Himmel hinein reckte, und Maria folgte vertrauend hinterher. Auf großen Umwegen kamen sie dann endlich auf den Kirchplatz. Josef sah empor; wie eine göttliche Gewalt stieg der schwindelerregend hohe Turm, hoch über seiner winzigen Person, in die Luft, und es schien ihm, als ob er vornüberhinge und jeden Augenblick auf ihn niederstürzen könnte. Angstvoll sah er nach Maria um, drückte das Kind fester an sich und beschleunigte seinen Schritt, um schnell in der Kirche zu sein.

Nun kamen sie unter die erhabenen kühlen Gewölbe, in diese Kirche, fast so groß wie ein Dorf, wie ein Wald von steinernen Bäumen. Sie waren darin verloren, zu nichts geworden, und verwirrt und bestürzt blieben sie stehen auf ein und demselben Stein.

Da nur wenig Menschen dort waren, die zersprengt einen predigenden Pastor umstanden, dessen laute Worte wie Hundegebell hohl unter den mächtigen Gewölben verhallten, so schien der Kirchenraum noch einmal so hoch und tief.

Josef fand das alles viel zu groß und zu ungeheuerlich. Nirgends gab es Buchenstämme so dick und fest wie diese Pfeiler; die Heiligenbilder waren gewaltig wie Elefanten, die gemalten Fenster so groß wie ein Haus, und die Steinplatten breit genug, um eine Küche darauf zu bauen.
Es war etwas für Riesen, wo die Menschen sich ach! so klein und zusammengeschrumpft fühlen.
Und sie blieben stehn und warteten, sie wußten nicht, worauf...
Aber aus dem lauschenden Häuflein kam auf sie zu eine große Frau, die ihren Kapuzenmantel über den mageren Schultern hängen hatte, wie über einem Stock. Eine schneeweiße Faltenmütze und zwei pechschwarze Augen gaben ihrem runzligen, hängebackigen Nonnengesicht ein noch gelberes und älteres Aussehen. Aber über dem begehrlich gelippten Mund hing das jugendliche Lächeln eines friedvollen Gewissens, und herzlich, wie eine Mutter, grüßte sie Josef und Maria.
„Kommt man vielleicht zur Darstellung?"
„Ja", nickten Josef und Maria etwas verlegen.
„Ihr kommt gewiß von Bethlehem? So weit! Und was für ein wunderschönes Kindlein!"
„Kennt Ihr uns denn?" fragte Josef erstaunt.
„Ich dachte nur so", lächelte sie beruhigend Maria zu, und ergriffen nahm sie deren Hand und sagte: „Die Gnade des Herrn strahlt von euch aus; aus welchem Geschlecht seid ihr geboren?"
„Von David", sagte Josef stotternd, der nicht begreifen konnte, was die Frau wollte.

„Dann wäre es möglich," sagte die alte Frau, während ein roter Schimmer von Glück ihre gelben Backenknochen überzog, „daß die Welt ihr Ansehen verändern wird." Aber gleich darauf fragte sie: „Wartet ihr noch auf jemand?"

„Nein", schüttelten sie beide den Kopf.

„Dann kommt," sagte die Frau, „ich will euch helfen, da hinten ist Sooke, der Küster!" und mit ihrer gelben, von loser Haut überzogenen Hand winkte sie dem alten Küster, der just ein Prislein nahm hinter einem marmorenen Heiligenbild und nun eilig angeschlurft kam. Er war schon ein alter Mann mit einer dicken blassen Wassernase, und die großen Füße, die seinen zittrigen Körper auf einknickenden Knien trugen, saßen warm in dicken schwarzen Pantoffeln.

„Ah! es ist für die Darstellung!" jauchzte er, seinen Finger überrascht in die Höhe streckend, als er die Täubchen sah. Aber indem er seinen Hals zu dem Käfig hin reckte, sagte er mißbilligend: „Magere Tiere!" und dann plötzlich zu Josef: „Eine Kerze für einen halben Franken oder eine für zehn Cent? Aber die brennen nicht lange, die tropfen zu viel."

„Gebt mir eine zu einem halben Frank", sagte Josef nebenhin. „Aber," fragte er neugierig, auf die Frau zeigend, die mit Maria, schon weiter entfernt, vertraulich schwatzend durch die Kirchenhalle ging, „wer ist diese alte Frau, daß sie weiß, daß wir von Bethlehem kommen?"

„Oh," sagte der Küster, „die weiß alles! Das ist Anna, die Prophetin, sie ist schon 84 Jahre alt und bleibt von morgens bis abends in der Kirche. Die hats innerlich!"



G. T. Caasbrock: Interieur

– und der Küster wies auf seine Stirn –, „sie kann den Hexenschuß und den Fingerwurm besprechen, und sie hat eine Salbe, mein Junge, die Podagra und Brandwunden heilt. Bittet sie nur mal um ein Krüklein, sie gibt es umsonst! – Hm, hm, wenn Ihr wollt, habe ich noch teurere Kerzen, zu ein Frank fünfzig, doch die brennen einen ganzen Tag lang!"
„Gebt nur her", sagte Josef ängstlich.
„Wartet dann ein wenig", sagte der Küster, und so schnell seine schleppenden Füße es zuließen, kam er zurück mit einer langen Kerze aus braunem Wachs, dünn wie ein Rohr.
Ganz hinten in der Kirche, wo ein kupferner kleiner Altar blauig in dem Licht eines runden gemalten Fensters schimmerte, saßen Maria und Anna schon kniend auf den Stufen, und als der Küster die Kerze angesteckt und das Geld in Empfang genommen hatte und weggegangen war, begannen Josef und Maria dem Herrn der Heerscharen ihr Kindlein darzubringen, das Maria auf ihren bleichen Händen zum Altar hinhielt.

– –

In diesen Tagen wohnte tief im Herzen von Flandern, auf der Höhe des Klusberges, in den Ruinen einer steinernen Windmühle, ein heiliger Eremit mit Namen Simeon, ein ehrwürdiger Greis, den die Schauer des Heiligen Geistes durchwehten und der wartete und ausschaute nach dem Kommen des Erlösers der Welt. Denn in seiner Jugend war ihm einst geweissagt worden, daß sein Greisentum den Tod nicht sehen würde, bevor er die hohe Tröstung des Herrn empfangen hätte. Und während seine

Seele danach lechzte, in den Himmel zu kommen, lebte er geduldig, der großen Stunde harrend, sein heiliges Leben fort.
Und des Morgens, wenn er aufstand, dachte er: „Vielleicht ist es heute", und wenn er schlafen ging: „Vielleicht ist es morgen."
Aber der Heilige Geist kam zu seiner Zeit und wies ihn endlich zu dem Ort, wo er das fleischgewordene Licht, das die weite Welt und die Menschen erfüllt, schauen sollte.
Nun, in der Nacht, hatte er geträumt, daß in der großen Kirche von Gent eine riesige Korngarbe stünde, die ihre schweren Halme bis an die Gewölbe reckte und die gewiß mehr Korn enthielt, als alle die Felder von Flandern und Holland zusammen. Seine Seele war so freudig davon bewegt, daß er wach wurde, schnell noch einmal seinen Traum überdachte und zusammenkratzte und jauchzend sagte: „Das ists."
Sich weder um Nacht noch um Kälte kümmernd, verließ er sein Strohlager, sprenkelte etwas Wasser über seinen kahlen Schädel und seinen langen, gelbweißen Bart, trank eine Kumme kalte Milch, warf seine geflickte graue Mönchskutte über sein ziegenhaarenes Hemd und ging nach draußen auf den Weg nach Gent.
Es fielen zwei Glockenschläge vom Kirchturm eines Dorfes. Die Nacht war pechschwarz, und die laue Kühle, die seit gestern in der Luft saß, brachte den Tau und machte den Schnee auf den Wegen schmelzen.
Aufgehend in dem Herrn, zitternd vor freudiger Bewegung, fühlte Simeon nicht den nassen Schnee durch seine zerrissenen Schuhe dringen, noch die Schwäche

seiner alten Beine. Er ging nur immer fürbaß in der Mitte der Landstraße und achtete nicht auf die dicken Tropfen, die von den Bäumen auf seinen Rücken klopften.
Er würde den Erlöser sehn! Das Glück, womit sein ganzes Leben durchtränkt war.
Und hätte auch das Meer zwischen ihm und Gent gelegen, er wäre hinübergewandelt, so sicher war er seiner Sache.
Es war in ihm nur ein wenig Furcht, zu spät zu kommen, und darum zog er das hinterste Bein immer etwas schneller an und schritt aus wie ein Jüngling von zwanzig Jahren.
Nach einer langen, langen Weile, nach vielen Stunden, wurde hier und da ein Lichtlein angesteckt in den Häusern, von Menschen, die zu ihrer Arbeit gingen, oder von Bauern, die zum Freitagsmarkt fahren wollten.
Und zu guter Letzt erglomm im östlichen Tor hinter langgestreiften Wolken ein wassergraues Licht: das war der neue Tag.
„Heute! heute! oh, frohester Tag meines Lebens!" jauchzte Simeon, „'s ist Sonne in mir, 's ist Sonne in mir, 's ist Sonne!"
Sein langer weißer Krausbart leuchtete nun auf aus der Dunkelheit, und seine klaren, sanften, blauen Augen bekamen das Licht des Morgens.
Er sah die zart beschneiten Felder, die tropfenden Bäume und die spärlichen Häuserchen erwachen in dem Tag, und er jauchzte: „Oh Erde, freue dich bis in deine Eingeweide, Bäume, schüttelt eure Arme und klatscht in

die Hände, Menschen, erwacht in eurem Bett, springt auf und tanzt, rührt Trommeln und Violen, der Erlöser ist da! Der Erlöser ist gekommen!" Und dann wieder: „Oh, mein altes Herz, klopf nicht so, was willst du denn tun, wenn du ihn erst sehen wirst?" Und ohne traurig zu werden, fügte er für sich hinzu: „Brechen!"
Also erfüllt von göttlichen Berührungen und von dem vollen Morgen umgeben, kam er an die Leie.
„Hinüber!" rief er, „um der Liebe Gottes willen!"
Eine Bauerndirne mit Sommersprossen im Gesicht setzte ihn auf der schweren Fähre über.
„Schlechtes Wetter heute, Herr Pater, und Schmutz unter den Füßen", sagte sie, ihn schief anguckend wegen seiner geflickten Kleider, aber doch nicht bange, da sein Gesicht lieblich und rein war wie das eines Kindes.
„Schönes Wetter!" widersprach Simeon, „sehr schönes Wetter, es ist noch niemals auf Erden ein so schönes Wetter gewesen. 's ist Sonne, 's ist Sonne!"
„Ja, ja", sagte das Mädchen, wenn sie auch keinen Sinn hineinbringen konnte; und als er noch einmal gesagt hatte: „'s ist um der Liebe Gottes willen, Gott wird es Euch lohnen," stand sie noch lange da, ihm nachzusehn, und schüttelte voll Mitleid den Kopf. An einem Lärchenwäldchen vorbei erblickte er Gent. Gent mit seinen Türmen und seinem mächtigen Belfried, blaugrau in der beschneiten Ferne, mit rauchenden Schornsteinen und läutenden Glocken!
Simeon zitterte und schwieg überrascht. Ihm wurde auf einmal wie jemand, der vor einen König tritt und nicht weiß, was er sagen soll. Nun fühlte er machtvoll das

Große, das Gewaltige: Gott zu schauen. Würde er dazu wohl imstande sein? Hatte er nicht gelesen, daß, wer Gott schauen will, sterben muß?
Die Erhabenheit des Augenblicks machte ihn klein an Gedanken und Gefühlen. War er wohl gut genug gekleidet mit so einem geflickten und zerrissenen Gewand, mit Schuhen, aus denen die bloßen Zehen hervorkamen; war er innerlich wohl würdig genug, fühlte er den Schutt großer und kleiner Sünden nicht auf dem Boden seines Herzens liegen?
Und er zauderte ein wenig, weiterzugehen, und hatte schon Lust, beschämt zum Klusberg zurückzulaufen, aber es war eine wachsende Macht in ihm, die ihn vorwärts stieß, wie zu einem Schicksal: „Oh Herr, nur eine Sekunde dich von ferne sehen!" kam es verlangend aus dem Tiefsten seines Herzens. Und damit begann er zu gehn, mitten durch schlammigen Schnee und schmutzige Pfützen, so daß er bisweilen bis an die Knöchel im Wasser ging.
Einen Bauern, der auf dem Felde bei der Arbeit war, fragte er, ohne anzuhalten oder seinen Schritt zu verlangsamen, nach dem kürzesten Weg zur großen Kirche.
Als er durch die belebten Straßen von Gent vorwärts eilte, sahen ihm die Menschen erstaunt und spottend nach. Aber er hörte nichts davon; nur war er vielleicht ein wenig verwundert, daß nicht alle miteinander wie ein Mann zur Kirche liefen, um den Erlöser anzustaunen.
Als er die Kirche sah, begann er zu beten, daß er unterwegs nicht etwa zusammensinken oder ein Bein brechen möchte.

Gehetzt lief er in die Kirche hinein und stand wie an den Boden genagelt, als er die Hallen fast ohne Menschen fand.
Hatte er denn falsch geträumt?
Wo er in seinem Traume die riesige Korngarbe gesehen hatte, glaubte er Bischöfe und Prälaten zu finden, die bei dampfendem Weihrauch und dröhnendem Orgelspiel den Erlöser begrüßten. Und es war nichts da als Stein, so bloß wie meine Hand!
Gleichgültig, niedergeschlagen und enttäuscht lauschte er ein wenig auf den bellenden Pastor auf der Kanzel und schlurfte dann mit bleiernen Füßen in der Kirche umher. Er betrachtete die Bilder und die Lampen, aber auf einmal zuckte er zusammen, – da hinten, vor einem kupfernen Altar, saß zwischen einer betenden alten Frau und einem alten Mann eine junge Mutter, die ein Kind emporhielt zu dem still brennenden Kerzenlicht.
Und wieder fühlte er in sich einen jener Schauer, die ihn über Zeit und Ewigkeit erhoben, die seine Augen mit Tränen füllten und sein ganzes Wesen auflösten in ungeahnten Herrlichkeiten. Das waren immer die großen Stunden seines Lebens, die Heimsuchungen Gottes, und er fühlte es mit seiner Seele, wie mit seinen Fingern, daß dieses hilflose Kindlein das war, welches er suchte.
Vorsichtig ging er hin, klopfte Maria auf die Schulter und frug mit bebender Stimme die zuerst etwas erstaunte Mutter:
„Darf ich meinen Herrn und Meister auf meine Hände nehmen?“

Willig gab sie ihm das Kind in seine langen, schönen Hände.
Die Tränen rannen aus seinem Bart, es war, als ob seine Seele zu groß wurde und aufsprang und er sich wie einen leeren, reinen Raum fühlte bei der Berührung des Kindes. Er war trunken von Gott, und sein ganzer Leib war davon verklärt.
Das sahen auch Anna, Josef und Maria an seinen Augen, die nun übermenschlich schön und wie die eines Engels waren.
Und mit einer Stimme von jemand, der glückselig sterben geht, sang es dankbar von seinen Lippen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehn, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden, und zum Preise deines Volkes."
Verwundert und bewegt lauschten sie diesen herrlichen Worten, und die alte Anna, die all dies Wunderbare in dem kleinen Wesen geahnt hatte, sprang auf in seliger Verzückung, und kniend in Anbetung küßte sie die umwindelten Füßchen des Kindes.
Diese Frau voller Runzeln, die immer vergebens zum Himmel gefleht hatte um eine Frucht ihres Leibes und, selbst kinderlos, nun eine wunderbare Liebe zu Kindern fühlte, stand jetzt in hoher Bewunderung vor Maria und wünschte innerlich aus dem Grunde ihres Herzens, erlöst zu werden von ihrer berühmten Weisheit und Prophetengabe, um nichts anderes als eine gewöhnliche Mutter zu sein, so wie sie dort Maria glückselig sah, aufblickend zu ihrem Kinde.

„Mütterlein," flüsterte Anna ihr zu, „Mütterlein, wie mußt du doch glücklich sein!"
Und Mutterfreude und reiner Stolz glänzten bei diesen Worten in Marias grünen Augen.
Aber sieh! Ein dunkler Schatten flog über Simeons kindliches Gesicht. Maria sah es mit wachsender Angst, ihr Herz begann zu klopfen von einer quälenden Vorahnung.
Simeon sah plötzlich im Geiste das ganze Leben des Kindes, sein Leiden und seine Glorie, und in dieser Zukunft von göttlichem Herzeleid, von Blut und Tränen, sah er auch das Bild der jungen Mutter im Vordergrunde stehen.
Ein Schaudern schloß ihm die Augen, und schmerzvoll sprach er: „Siehe, dieses Kind wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehen vieler und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird, auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden ... Aber du, o Mutter," seine Stimme zögerte, „ein Schwert wird durch deine Seele dringen!"
Maria begriff auf einmal, daß dieses Schwert das Leiden und der Tod ihres Kindes sein würde. Ihr junges Mutterherz brach und zerriß unter diesen Worten, eine Blässe überflog ihr Gesicht, es war, als ob alles Leben aus ihr fortfloß, und während sie zusammensank und aufgenommen wurde in den helfenden Armen Annas, streckte Maria noch die Hände aus nach ihrem Kind, stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht ...

Sie waren nun weg, Josef, Maria und das Kind.
Mit Augen, groß von Verwunderung und Freude, stand

ein frommes Häuflein Menschen da und lauschte der Prophetin Anna, die ihnen in aller Ruhe und Gemächlichkeit die aufregende Neuigkeit zu Gemüt führte, daß sie mit ihren eigenen Augen den Erlöser gesehen hatte.
Und es waren Leute dabei, die, als die Worte noch nicht kalt waren, zur Kirche hinaushuschten, um in schnellem Trabe die schöne Nachricht nach Hause zu bringen und zu verkündigen.
In einem Viertelstündchen war ganz Gent voll davon. Und wie manche gläubige Frau war da nicht, die Suppe und Kartoffeln stehen ließ, einen Mantel überwarf und zur Kirche stürzte, und wie mancher fromme Schuhmacher, der Ahle und Pechdraht zur Seite warf, wie mancher gottesfürchtige Schneider, der sich den Heftfaden von der Hose zupfte und was hast du, was kannst du auch mal gucken ging.
Von allen Ecken, aus Straßen und Gäßchen kam das Volk hastig auf die Kirche zu, alle mit einem Lächeln auf dem Mund und von der frohen Hoffnung beseelt, Ihn dort zu finden, den sie immer erwarteten und wovon sie manchen Abend hinter dem summenden Ofen gelesen und gesprochen hatten!
Aber sie fanden dort nur sehr viele Menschen, die einander zu begucken kamen. Sie waren erregt, und der Ärger machte ihre Gesichter lang . . .
Und zur Stunde des Mittagessens, als alle Glocken läuteten, fuhr das Planwägelchen über den Kornmarkt. Das steife Eselein war geduldig wie immer, Josef ging vorauf, es zu führen, und unter dem grauen Zeltdach saß in blauem Mantel die junge bleiche Mutter, mit viel

Kummer in ihren Augen, und gab dem ruhigen Kinde die Brust.

Und wie ein Segenslied rührten die Glocken ihre Klänge, von fern und nah; es war ein Gehüpfe von dröhnendem Erz und klingelndem Silber, es war der Ernst dicker, schwerer Glocken mit spielenden Stimmlein dazwischen.

Es war abwechselnd und herrlich, wie das Klatschen und Tropfen des Taues.

Die Luft zitterte davon, die Scheiben klirrten, die steinernen Türme brummten; Gent sang!

Aber eine Glocke schwieg. Und das war Roland, die Zunge, das Herz von Flandern, der, seitdem das flämische Volk verfallen und entartet war, geborsten dort in der Höhe hing und seine Stimme nicht mehr rührte.

Aber plötzlich, als das Wägelchen den schweren Fuß des gewaltigen Belfriedblocks passierte, ging da oben ein erzener Schauer durch die Luft, und wie der Jubel des Himmels donnerte Roland auf einmal mit Hall und Schall seinen Segen über das Land.

Der Belfried bebte, Gent bebte, und die Menschen, wie von Gottes Hand geschlagen, fuhren zusammen und erschraken, fühlten das Gehämmer durch ihre Herzen gehen und starrten verwirrt nach oben in die Luft, aber niemand sah nach unten, wo eine armselige Familie mit einem quietschenden Planwägelchen unbemerkt durch die Straßen zog.

Und ganz weit im Land, wo die Menschen schurrend beim dampfenden Mittagsmahl saßen, wurde das erzene Lied gehört. Und mancher Alte hielt seinen Löffel still und

starrte mit betränten Augen in die Ferne, wo der Belfriedturm mattgrau in den Himmel ragte, und sagte mit bewegter Stimme: „Es geht etwas vor in Flandern.“

\- -

Drei Tage danach, als das goldig-schimmernde Grün, das die Sonne bisweilen zurückläßt, wenn sie verschwunden ist, einen süßen Frieden über den Klusberg breitete, brach das Herz des Simeon, und er starb mit einem kindlichen Lächeln in seinem Bart, im Beisein von zwei wilden Kaninchen, die immer aus seiner Hand Möhren und Laub zu fressen kamen.

Aus dem Flämischen von A. K.

RAINER MARIA RILKE / DREI GEDICHTE

DER TOD MOSES

Keiner, der finstere nur gefallene Engel
wollte; nahm Waffen, trat tödlich
den Gebotenen an. Aber schon wieder
klirrte er hin rückwärts, aufwärts,
schrie in die Himmel: Ich kann nicht!

Denn gelassen durch die dickichte Braue
hatte ihn Moses gewahrt und weitergeschrieben:
Worte des Segens und den unendlichen Namen.
Und sein Auge war rein bis zum Grunde der Kräfte.

Also der Herr, mitreißend die Hälfte der Himmel,
drang herab und bettete selber den Berg auf;
legte den Alten. Aus der geordneten Wohnung
rief er die Seele: die, auf! und erzählte
vieles Gemeinsame, eine unzählige Freundschaft.

Aber am Ende wars ihr genug. Daß es genug sei,
gab die vollendete zu. Da beugte der alte
Gott zu dem Alten langsam sein altes
Antlitz. Nahm ihn im Kusse aus ihm
in sein Alter, das ältere. Und mit Händen der Schöpfung
grub er den Berg zu. Daß es nur einer,
ein wiedergeschaffener, sei unter den Bergen der Erde,
Menschen nicht kenntlich.

DIE GROSSE NACHT

Oft anstaunt ich dich, stand an gestern begonnenem Fenster,
stand und staunte dich an. Noch war mir die neue
Stadt wie verwehrt, und die unüberredete Landschaft
finsterte hin, als wäre ich nicht. Nicht gaben die nächsten
Dinge sich Müh, mir verständlich zu sein. An der Laterne
drängte die Gasse herauf: ich sah, daß sie fremd war.
Drüben ein Zimmer, mitfühlbar, geklärt in der Lampe –,
schon nahm ich teil; sie empfandens, schlossen die Läden.
Stand. Und dann weinte ein Kind. Ich wußte die Mütter
rings in den Häusern, was sie vermögen, und wußte
alles Weinens zugleich die untröstlichen Gründe.
Oder es sang eine Stimme und reichte ein Stück weit
aus der Erwartung heraus, oder es hustete unten
voller Vorwurf ein Alter, als ob sein Körper im Recht sei
wider die mildere Welt. Dann schlug eine Stunde –,
aber ich zählte zu spät, sie fiel mir vorüber.
Wie ein Knabe, ein fremder, wenn man endlich ihn zuläßt,
doch den Ball nicht fängt und keines der Spiele
kann, die die andern so leicht aneinander betreiben,

dasteht und wegschaut, wohin? – stand ich, und plötzlich,
daß du umgehst mit mir, spielest, begriff ich, erwachsene
Nacht, und staunte dich an. Wo die Türme
zürnten, wo abgewendeten Schicksals
eine Stadt mich umstand, und nicht zu erratende Berge
wider mich lagen, und im genäherten Umkreis
hungernde Fremdheit umzog das zufällige Flackern
meiner Gefühle –: da war es, du Hohe,
keine Schande für dich, daß du mich kanntest. Dein Atem
ging über mich; dein auf weite Ernste verteiltes
Lächeln trat in mich ein.

WITWE

Die Kinder stehn ihr leer, des ersten Laubs beraubt,
und scheinen einem Schrecken abzustammen,
dem sie gefiel. Sie griff sich mit den klammen
zehrenden Händen Höhlen in das Haupt.
Wär sie ein Stein im Freien, flösse dort zusammen
der große Regen, reiner als man glaubt,
und Vögel tränken . . . O Natur,
was hast du diese Mulden übersprungen
und sammelst den Geschöpfen Linderungen
in einer unvernünftigen Figur?

HUGO V. HOFMANNSTHAL / MARIA THERESIA

ZUR ZWEIHUNDERTSTEN WIEDERKEHR IHRES GEBURTSTAGES

DER großen Regenten sind wenige; über die Jahrhunderte hingestreut, geht es mit ihnen wie mit den Nägeln, die in einer Wand eingeschlagen sind: es

scheint, als wären ihrer viele, denn sie geben der ganzen Wand ihr Muster; zieht man sie aber heraus, so ist es ein kleines Päckchen, das kaum die hohle Hand ausfüllt. Sieht man aus der Ferne auf sie hin, wie die Geschichte oder die Legende sie darstellt, so scheinen sie mehr und weniger als Menschen. Etwas Wunderbares ist um sie, aber leicht auch etwas Schauerliches und Dämonisches. Unheimlich ist es, wenn man die Relation ins Auge faßt zwischen ihnen und der Materie, die sie in Bewegung setzen: den Völkern. Hier erscheinen sie als Schöpfer und Unglücksbringer zugleich. Die Gewalt, mit der sie sich geltend machen, hat nichts Liebevolles mehr. Fast könnte man denken, daß sie auch in Haß umschlagen könnte. Zugleich erscheinen sie durch ihre Auserlesenheit wie gestraft, ja verflucht. Es sind etliche Frauen unter ihnen: Semiramis, Katharina von Rußland, Elisabeth von England. Unter ihnen kommt die furchtbare Last, „ein Individuum zu sein, in dem die Weltbewegung sich zusammenfaßt", auf eine andere Weise zur Kompensation: sie sind unfruchtbar als Frauen oder lasterhaft oder in anderer Weise ausgesondert. Zwischen dem, worin sie groß erscheinen, und dem anderen ist eine Kluft, ein Widerspruch, der die Nachwelt beschäftigt. Gerade darin liegt es begründet, daß diese Gestalten in der Geschichte einen sehr scharfen Kontur gewinnen. Bei Maria Theresia ist nichts von alledem. Ihr Charakter als Frau geht in der vollkommensten Weise in den der Regentin über. Sie war eine große Herrscherin, indem sie eine unvergleichliche, gute und „naiv-großartige" Frau war. Das ist das Einzigartige an ihr. Hier ist die vollkom-

menste Rundung und gar kein Kontur. Darum ist es schwer, sie darzustellen, und sie wird für alle Zeiten das Fortleben ihres Namens der magischen Nachwirkung ihrer Natur verdanken, weit mehr als der Feder der Publizisten.

„Die großen Individuen", sagt Jakob Burckhardt, „sind die Koinzidenz des Verharrenden und der Bewegung in einer Person." Dieses Wort erscheint wie auf sie geprägt. Weil sie ein solches Individuum war, darum konnte sie Österreich begründen.

Am Beginne ihrer Regentschaft steht eine große, gefährliche Krise. Fast jede große Herrscherkraft muß in einer Krise durchbrechen. Zugleich war sie damals im Begriff, Mutter zu werden. Das Zusammentreffen dieser beiden Situationen, sich an einer historischen Krise als repräsentatives Individuum behaupten zu müssen und als Frau einem Kinde das Leben schenken zu müssen, diese Durchkreuzung des höchst Individuellen mit dem höchsten Natürlichen ist Maria Theresias Signatur. Immer wieder gab es Krisen, gefährliche und verworrene Situationen, denen zu Trotz sie ein ungeheures Maß von wirksamer Arbeit leistete; die ruhigen Momente, die ein schwächerer Geist abgewartet hätte, kamen niemals oder waren sehr kurz; und sie ist sechzehnmal Mutter geworden. Das eine wie das andere nahm sie auf sich: mit Bereitwilligkeit, ja mit Begierde. Die Begierde ging aus der Komplettheit der Fähigkeiten hervor, die in beiderlei Betracht unvergleichliche waren. Ihr Gebet war, Gott möge ihr für die politischen Geschäfte die Augen öffnen. Sie betete nur um die Entfaltung dessen,

was in einem unvergleichlichen Maße in ihr lag. Mit diesem Gebet ging sie daran, aus den deutschen und böhmischen Erbländern ein Lebendiges zu schaffen. Sie folgte darin ihrem Genius, das dämonisch Mütterliche in ihr war das Entscheidende. Sie übertrug auf ein Stück Welt, das ihr anvertraut war, ohne Reflexion ihre Fähigkeit, einen Körper zu beseelen, ein Wesen in die Welt zu setzen, durch dessen Adern die Empfindung des Lebens und der Einheit fließt. In der Tat besteht eine völlige Analogie zwischen ihrem Verhältnis zu ihren Kindern und dem zu ihren Ländern. Die Briefe der Regentin und der Mutter sind dem Ton nach kaum auseinander zu halten: es ist dasselbe Maß von unermüdlicher Sorge darin, dieselbe ihr ganz eigentümliche Mischung von Autorität und Zartgefühl. Sie hatte Ehrfurcht vor dem Lebenden, mochte es aus ihrem Schoß hervorgegangen sein oder ihrem Geist die Form seines Daseins verdanken. Diese Ehrfurcht ist ein Teil ihrer wunderbaren und alles durchdringenden Frömmigkeit.

Nie ist irgendwo so reformiert worden: nie mit dieser Paarung von Kraft und großer Anschauung einerseits und Zartgefühl und Schonung anderseits. Die politische Verwaltung, das bürgerliche und das kriminale Rechtswesen, die Finanzen, die militärische Organisation, der Unterricht, die Stellung des Staates zur Kirche, ein jeder dieser Komplexe mußte neu gedacht werden. Das starrende Einzelne, Beschränkte, Überkommene mußte in ein höheres Leben gehoben werden. Die in der Zeit liegende Idee mußte durchgeführt werden, aber mit einer unbedingten Schonung der Kräfte des Beharrens. Hierin

liegt Maria Theresias historische Größe. Die großen Ideen der Zeit, die Ideen von Natur und Ordnung lagen beide in ihr verkörpert. Das bedeutete mehr, als wenn sie sie, wie ihr Sohn, nur mit dem Intellekt erfaßt hätte. Sie war eine große Herrschernatur, das ist mehr und etwas anderes, als ein noch so reiner Wille und ein noch so hochfliegender Geist.

1747 schreibt Podewils, der preußische Gesandte, über sie an Friedrich den Großen: „Sie beobachtet sich selbst und zeigt sich nur von ihren guten Seiten; herablassend, fromm, freigebig, leutselig, mildtätig, mutig und großherzig, so erscheint sie der Welt." Er hätte hinzufügen müssen: „Als ein geborner großer Herrscher übersieht sie jedes Verhältnis in ihren Staaten, im Detail wie im ganzen, und durchblickt die Ursachen und die Wirkungen. Sie sieht auch die kleinen Verhältnisse, und nichts ist ihr unwichtig, nichts aber auch überwältigt sie durch seine Größe oder schreckt sie durch seine Schwierigkeit. Sie sieht die Dinge, wie sie wirklich sind, und läßt sich in keinem Betracht vom Lärm des Augenblicks betäuben; sie weiß sich jederzeit von der landläufigen Auffassung frei zu halten und überall Mächte von Scheinmächten zu unterscheiden. Ihr Wille, sich zur Herrin der Verhältnisse zu machen, ist unbedingt, ihre Willenskraft ohne Vergleich und nur von ihrer Arbeitskraft erreicht. Sie ist nicht kleinlich; meist entscheidet sie nur, was geschehen muß, in dem ‚Wie' läßt sie freie Hand. Die Maxime: ‚Le roi règne et ne gouverne pas' hat sie sich zu eigen gemacht.

Sie sucht in allem und vor allem die Gerechtigkeit; hierin

ist sie von einer exemplarischen Strenge gegen sich selbst, und sie macht allein ihr Gewissen zum obersten Richter zwischen sich und der Welt. Öfter haben ihre Minister sie über einer Entscheidung in Tränen gefunden, es hat sich aber auch der Fall ereignet, daß man sie mit Tränen in den Augen ihre Zustimmung zu einer Maßregel geben sah, zu der ein erprobter Ratgeber ihren Kopf, aber nicht ihr Gemüt zu bewegen vermochte.

Wo sie mit sich selbst im reinen ist, ist ihre Festigkeit unerschütterlich, und sie wird dem ganzen Staatsrat, ja dem ersten Minister und dem über alles geliebten Gemahl widerstreben und die Oberhand behalten.

Da sie eine starke Seele hat, schrecken Krisen sie nicht, und in einem Schicksalswechsel bleibt sie gefaßt. Zudem gibt ihr die Frömmigkeit eine Zuflucht, wo alle Gefahren und Anfeindungen der Welt sie nicht erreichen können. Sie hat viel Mut und noch mehr Geduld: sowohl eine Sache von weither anzulegen, als auch die, in dem, was sie sich vorgesetzt hat, immer aufs neue wieder anzufangen; welche Geduld nichts anderes ist, als eine höhere Art von Mut, und die unentbehrlichste für einen großen Monarchen.

Aber sie ist nicht nur Monarchin, sondern auch eine sehr liebenswürdige und schöne Frau, eine musterhafte Gattin und eine vortreffliche Mutter. Sie weiß die Autorität der Regentin durch die Anmut der Frau ebenso zu verstärken als zu verdecken, sowie sie es auch liebt, daß die Autorität der Gesetze durch die Geltung der Schicklichkeit und des Herkommens gemildert und verstärkt werde. In beiden ist sie eine große Meisterin, und sie ist ebenso

groß im Befehlen als im Gewinnen und Versöhnen. Sie ist herablassend und nicht nur mit ihren Vertrauten, sondern mit jedermann von der äußersten Natürlichkeit: daß sie dabei ihrer Würde etwas vergeben könnte, gehört zu den Dingen, die unvorstellbar sind. Ihr Gefühl von sich selbst ist so hoch, daß sie es oft ausgesprochen hat: ‚Es könne ihr niemand an schuldiger Ehrfurcht manquieren, das sei nicht im Bereich der Möglichkeit.'
Sie ist außerordentlich glücklich in der Auswahl ihrer Vertrauten und gegen ihre Diener von der größten und ausdauerndsten Güte. Wie sie in allem sehr ganz ist, schenkt sie ihr Vertrauen auch nie bloß halb. In der Dankbarkeit ist sie kraftvoll wie in all und jedem; nie vergißt sie den geringsten Dienst, nie das kleinste Zeichen der Anhänglichkeit. Im Verzeihen ist sie rasch und großmütig; zur Ranküne ist sie unfähig, wie sie selber bekennt. Es ist selten, daß ein Regent nicht entweder für Schmeichelei empfänglich sei oder den Gedanken an den Nachruhm über alles stelle. Sie ist der Schmeichelei unzugänglich und hat eine Art, diese von sich abzulehnen, die niemand mißverstehen kann; aber auch der Ruhm scheint sie beinahe kalt zu lassen. Dagegen hält sie sehr viel auf das, was sie Ehre nennt und worunter sie eine Übereinstimmung der rechtlich denkenden Leute mit der Stimme ihres eigenen Gewissens versteht."
Wenn der gleiche Podewils ferner die ganzen vierzig Jahre ihrer Regierung als ein aufmerksamer Beobachter Maria Theresias an ihrem Hofe ausgeharrt und die Kaiserin noch überlebt hätte, so hätte er seine Aufzeichnungen nach ihrem Tode etwa mit folgendem Resumee

abschließen müssen: „Mit den vorrückenden Jahren nahm ihre geistige Klarheit zu, ihre Güte nicht ab. Sie täuschte sich über nichts, weder über den Charakter ihrer Kinder, deren Schwächen sie von ihren liebenswürdigen Eigenschaften aufs reinste zu sondern verstand, noch über die Grenzen ihres Lebenswerkes, die noch drohenden Unsicherheiten und Gefahren. Ihre Selbstkritik war die strengste; oft konnte man sie klagen hören, daß sie sich nicht mehr en vigueur fühle. Vielleicht kann man sagen, daß nichts ihrem Blick zu entgehen schien, als die Größe ihrer eigenen Leistung.

Maria Theresia besaß wahrhaftig jenes Janusgesicht der guten und großen Fürsten, die mit einem Augenpaar die Vergangenheit festzuhalten, mit dem anderen in die Zukunft vorauszublicken scheinen. Den ewigen Gegensatz zwischen Politik und Recht, zwischen gegebenen Zuständen und notwendigen Veränderungen darf sie sich rühmen, mit einer nie ermüdenden Anspannung ihrer Regentenkraft bis zur dankbarsten Milderung gebracht zu haben. Ihre Maxime scheint simpel genug: sie war bestrebt, daß alles in Fluß bleibe und eine einfache, friedliche und rechtliche Lösung finde. Aber man muß die Schwierigkeit der politischen Geschäfte überhaupt und die Besonderheit ihrer Länder kennen, um zu wissen, was es bedeutet, eine solche Maxime in einer vierzigjährigen Regierung auch wirklich durchzuführen, und das inmitten von fast fortwährenden Kriegen und Kriegsdrohungen und mit der Last fortwährend sich erneuernder Mutterschaft, schließlich aber krank und fast ohne Atem.

Betrachtet man die Summe ihrer Maßregeln, mit denen sie ihre Staaten von oben bis unten, und das in der Stille, reformiert hat, so erscheint das Vollbrachte ungeheuer. Fast unmerklich hat sie den Übergang der politischen Verwaltung von den provinzialen Ständen an die Organe des Staates bewerkstelligt und zugleich die Justiz von der politischen Verwaltung abgetrennt. Sie hat durch die stabile Kontribution dem Staat ein beständiges Einkommen zugewiesen und durch die Konskription das stehende Heer fundiert. Das System der indirekten Steuern ist in den Mauten durch sie begründet. Für das Dasein der Bauern, die in ihren Ländern das eigentliche Volk bilden, ist durch die Aufhebung der Leibeigenschaft und die gemäßigte Untertänigkeit eine neue Epoche gemacht. Was sie im einzelnen an Verordnungen geschaffen, über den Gang der Märkte, das Maß und Gewicht in den Städten, den Bau von Chausseen und Wegen, die Zünfte, die Baupolizei, die Ordnung der ländlichen Gemeinden, die Dienstbotenordnung, die Waldordnung, das übersteigt nahezu das Maß der menschlichen Vorstellung: und in der kleinsten Maßregel wird man den gleichen Geist der Vernunft und, ich möchte sagen, der Natürlichkeit finden, der im großen ihrem System zugrunde liegt.

Dabei muß man bedenken, daß ihr zeitlebens nur Ein außerordentlicher Mann zur Seite gestanden ist, und dieser nur auf dem Gebiete der äußeren Politik: der Fürst Kaunitz. Trotzdem war sie von der größten Bescheidenheit. Es wird ein Wort von ihr kolportiert aus einem Brief an eine ihr nahestehende Person: ‚Das biß-

chen Ruhm, was ich mir in der Welt erworben habe, verdanke ich nur der guten Auswahl meiner Vertrauten.' Da sie zur Lüge unfähig war, so enthält dieses Wort wirklich ihre aufrichtige Gesinnung über diesen Punkt. Ganz ebenso hat sie sich in ihren Handbilletten an ihre ersten Diener ausgedrückt, ja man kann als Souverän nicht weiter gehen in der Wärme und Größe des Ausdrucks, als sie es zuweilen getan hat. Aber ihre Güte auch gegen ihre Kammerfrauen und niedriges Personal war ohne jeden Stolz, von einer vollkommen aus der Tiefe ihrer Natur entspringenden Wärme. Nie ist diese stärker zutage getreten, als nach dem Tode ihres über alles geliebten Gemahls, des Kaisers Franz I. Mit eigenen Händen an dem Leichentuch für den geliebten Toten arbeitend, wurde sie nicht müde, den mithelfenden Damen und Kammerfrauen von der Schönheit und Liebenswürdigkeit des Verblichenen zu erzählen. Die Kraft ihrer Trauer in diesem und zugleich die Lebhaftigkeit und Ingenuität, mit der sie sich der Erinnerung an den einzig Geliebten hingab, soll alle Anwesenden erschüttert und erstaunt haben; aber sie verbot allen diesen Frauen bei ihrer vollen Ungnade, je ein Wort von dem, was sie in der höchsten Vertraulichkeit des Schmerzes mit ihnen geteilt hatte, unter die Leute zu bringen. Dieser Zug scheint mir die unvergleichliche Frau besser zu malen, als eine lange Schilderung oder Analyse ihres Charakters es vermöchte, desgleichen alles, was sie tat, um dieser bis zum letzten Atemzug währenden Trauer den Ausdruck zu geben, der ihrer großartigen und in allem nach Ganzheit und Fülle verlangenden Natur ge-

nügte. Gleich nach dem Tode des Gemahls schnitt sie sich ihre schönen Haare ab und verbarg den kahlen Kopf für die folgenden siebzehn Jahre unter der Witwenhaube. Das Zimmer, in dem Franz den letzten Atemzug getan hatte, verwandelte sie in eine Kapelle. Den Monatstag, jeden Achtzehnten, verbrachte sie eingeschlossen im Gebet, so auch den ganzen Sterbemonat, den August, insgesamt zweiundvierzig Tage im Jahr. Bei all dieser Hinwendung ihrer Seele auf den Tod und die letzten Dinge hat ihre Menschlichkeit nicht abgenommen, ja die Gewissensangst und Sorge um das ihr Anbefohlene war vielleicht tiefer und leidenschaftlicher als in ihren jungen Jahren. So sah man sie zwei Jahre vor ihrem Tode, in dreistündigem Gebet in der Stephanskirche auf den Knien liegend, von Gott die Abwendung eines drohenden Krieges zu erflehen. So offenbarte sie bis in den Tod hinein die wunderbare Vereinigung zweier so seltener als scheinbar widersprechender Eigenschaften in einer Natur: der vollkommensten Menschlichkeit und Weiblichkeit, Weichheit, Herzenswärme, mit einer unbeugsamen Stärke der Seele. Von den Tagen und Stunden, die ihrem Tode vorausgingen, werden Zeugnisse der höchsten Gefaßtheit und Seelenkraft erzählt. Sie habe gewünscht, daß man sie wach erhalte: denn sie wolle nicht überfallen werden, sondern den Tod kommen sehen. Sie starb, nach ihren eigenen Worten, wie ihre älteste Tochter die Erzherzogin Marianne sie aufgezeichnet hat, bei völliger Klarheit, ohne die mindesten Ängste und Gewissensskrupel. Darüber habe sie selbst reflektiert und folgende Worte darüber geäußert, in denen sich die in ihr hergestellte Ein-

heit einer vollkommenen Christin mit einer großen weltlichen Regentin in der größten Einfachheit offenbart: ‚Ich hab alleweil gearbeitet, so zu sterben, aber ich hab mich geforchten, es möchte mir nicht geraten; jetzo seh ich, daß man mit der Gnad' Gottes alles kann.‘ “

In dieser Weise etwa hätte ein Zeitgenosse sich ausdrücken können, der es versucht hätte, sich über ihr Wirken Rechenschaft zu geben und ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber dieser Versuch, einen Kontur ihrer Person zu finden, war unzulänglich, ebenso ist es unserer; wir fühlen, es gibt hier ein Etwas, dessen Kontur nicht nachzuzeichnen ist, eine vollkommene Rundung, die Äußerung einer ganz ausgeglichenen Kraft, die ein Mysterium war und deren mysteriöse Nachwirkung über anderthalb Jahrhunderte hinweg eine von den mitbestimmenden Kräften unserer Existenz ist. Als Kraft tritt sie in der Regententätigkeit, die für ihre Staaten neue Verhältnisse geschaffen hat, ebenso hervor wie im privaten Leben: ihre Art, die Existenz von zehn erwachsenen Kindern, die zum Teil Souveräne sind, zu gouvernieren, ihre Art von Dankbarkeit und Hingabe, ihre Art, sich herabzulassen, und ihre Art, zu trauern, alles das dokumentiert ein ganz außerordentliches und besonderes Maß von Kraft. Das besondere Geheimnis dieser Kraft, die individuelle Signatur des Wesens liegt in der Einheit der Person in allem und jedem; nie wirkt bloß ihr Kopf, bloß ihr staatsmännischer Wille; sie kann nicht nach Willkür Gemüt oder Gewissen draußen lassen. In allem, wo sie handelt, ist sie ganz drin: wenn sie einen Brief

schreibt, wie jenen berühmten an die Pompadour, durch den die Allianz mit Frankreich zustande kam, so fühlen wir, daß ihr Gewissen, das stärker war als ihr starkes und stolzes Gemüt, die Entscheidung gegeben hat und daß in dem Briefe eine Art Selbstaufopferung liegt; wer so handelt, kann sich freilich nichts vergeben, und dieses Gefühl, daß sie sich nichts vergeben kann, verläßt sie nie. Die Äußerung ihrer Kraft hat etwas Magisches wie bei jedem großen Menschen; aber daß sie als eine mächtige Herrscherperson sich der Besessenheit der Macht entzog, das ist ganz groß und singulär: denn leichter fällt es einer großen Seele, den Ruhm als hohl und lügnerisch gering achten, als der Faszination der Machtmehrung sich zu entziehen, welche das ganze Gewicht der Realität für sich in die Wagschale wirft. Darum ist ihr Widerstand gegen die Teilung Polens, ihre Tränen, ihr unwilliges Nachgeben, um ihren Staaten den von Preußen und Rußland angedrohten Krieg zu ersparen, die Fassung ihrer endlichen Zustimmung: „Placet, weil soviel große und gelehrte Männer es wollen, wenn ich aber schon längst tot bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung an allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgeht“ – darum sind dies, obwohl gegen ihren Willen gehandelt wurde und die Dinge weiter ihren Lauf nahmen, große theresianische Dokumente, und auch der bescheidenste Versuch, ihrem Andenken zu huldigen, kann nicht an ihnen vorbeigehen.

Als sie die Augen schloß, schrieb Friedrich II. an seinen Minister: „Maria Theresia ist nicht mehr, somit beginnt eine neue Ordnung der Dinge.“ Für uns ist über alles

wichtig die Ordnung der Dinge, die mit ihr begonnen hat und noch fortwirkt. Sie ist eine ganz große, repräsentative Person und eine unvergängliche Erzieherin. Das, was man das Josefinische nennt, ist schärfer im Umriß und leichter faßlich; das Theresianische ist bei weitem stärker, geheimer und schicksalsvoller. In ihr war eine Zusammenfassung des österreichischen gesellschaftlichen Wesens, die für die Folge entscheidend geblieben ist. Prägten die preußischen Könige den Begriff der Stände, geschieden nach Rang, Lebensart und Funktion im Staate, aufs schärfste aus, so hatte Maria Theresia einen naiven und großen Begriff vom Volk, dem wir unendlich viel verdanken, weil er intuitiv und darum unerschöpflich ist. An welche Mächte sie glaubt und an welche nicht, ist eine Frage, die in keinem Katechismus steht und doch von Generation zu Generation unausgesprochen beherzigt worden ist; wie sie das Rechte kaum vom Schicklichen und das Schickliche kaum vom Natürlichen trennte – so natürlich war ihr das Sittliche –, wie sie ein hohes Ehrgefühl in sich trug, ganz ohne Ruhmsucht und Sucht nach Geltung, wie sie um keine Gunst buhlte: auch nicht um die des Volkes, auch nicht um die der Geschichte; ihre Instinktsicherheit und ihre hohe Seelenkraft, daß sie das Höchste überall nicht begrifflich, sondern mit dem Gemüt fassen will; ihr Mißtrauen gegen den Begriff und ihr Zutrauen auf den Menschen, das ist einem Geschlecht nach dem anderen ins Blut gegangen. Ihr Ruhm ist stärker in Geschöpfen als in Worten. Wenn auf unserem Dasein ein besonderes Licht liegt, das die Deutschen fühlen, wenn sie aus ihrer Welt in die unsere herüber-

treten, so ist sie schuld daran, in geheimerer Weise, als die Feder des Geschichtsschreibers ausführen kann. Unter den großen Figuren der Geschichte möchte man sie in die Nähe des Augustus stellen, der gleich ihr nicht den Kriegen seinen Ruhm verdankt und ein Baumeister des Lebendigen war wie sie. Freilich ein Augustus, bei dem kein Vergil und kein Livius steht. Aber dennoch blieb ihr Walten nicht ohne eine Stimme. Wo eine Fülle sich zusammenfaßt, will das innere Gefühl des Reichtums an den Tag. Das theresianische Weltwesen war irdisch und naiv und voll Frömmigkeit. Es war voll Mut zur Ordnung und Natur und voll Erhebung zu Gott. Es war naturnahe und, wo es stolz war, voll echtem Stolz ohne Steifheit und Härte. Haydn, Gluck und Mozart sind sein unvergänglicher Geist gewordener Gehalt.

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

AUDAX OMNIA PERPETI

I

Und hättest Du das Reich verlassen,
Den Sohn, den Deinen läßt Du nicht.
Mir blickt aus allen Lebensgassen
Dein unverlierbar Angesicht.

Und ob ich mich im Sumpf der Sünde
Bis an den Hals im Schlamm verlor,
Mir bleibt die ewig alte Pfründe
Dort aufgehoben wie zuvor.

Ich laß den dunklen Geier schweifen,
Bis er sein letztes Aas erflog;
Ich brauch die Hand nicht erst zu greifen,
Die nie sich aus der meinen zog,

Ich brauch den Mund nicht zu beschwören
Um einer Tröstung schales Pfand:
Das Wunder, drin wir uns gehören,
Ist über Bitten und Verstand.

II

Im grauenvollen Weltverwildern
Bleibst Du allgegenwärtig fromm,
Trittst her aus allen Schreckensbildern
Und winkst uns wie den Fischern: „Komm."

Und wie sich alle zu Dir wenden,
Dienst allen Du mit gleicher Kraft;
Ein jedes Schwert in Deinen Händen,
In Deiner Seite jeder Schaft.

Auch der Verzagte darf es hoffen,
Daß er bei Dir willkommen sei;
Und wen in Fesseln Du getroffen,
Du rührst ihn an, so ist er frei;

Und wandelt kühn, den Du beschwichtest,
Durch allen irdischen Verdruß:
Denn da, wo Du die Waffe richtest,
Wird selbst der Mord zum Bruderkuß.

FRIEDRICH WILHELM RIEMER / ÜBER GOETHE

UNGEDRUCKTES AUS DEM NACHLASS

GOETHE hatte eine schöne Stimme. Diese Stimme wußte sich vom leisesten Gefühlston bis zur Donnerstimme zu erheben, wenn er im Affekt, im Zorn oder in leidenschaftlicher Aufregung war.

Beim Deklamieren habe ich nie gehört, daß er in die Fehler auch berühmter Vorleser gefallen wäre, die Frauenzimmerstimmen so nachzuahmen, daß sie einen karikierten widerwärtigen Ausdruck erhielten.

Von sogenanntem Dialekt war nichts in seiner Aussprache, wiewohl oberdeutsche Worte und Wortformen genug im Gespräch sowie in seinen frühern poetischen Schriften vorkommen.

Er sprach das Deutsch, wie es in guter, gebildeter Gesellschaft gesprochen wird, doch ohne die Affektation eines Sprachmeisters oder Sprachkünstlers.

Strenger hielt er auf genaue Aussprache von Vokalen und Konsonanten im feierlichen Vortrag von Versen und Reden, sowohl selbst sie beobachtend als fordernd von andern, namentlich von den Schauspielern und jungen Leuten, die ihm dergleichen vortrugen. Besonders drang er auf die deutliche Aussprache von *Namen* und mit großem Recht.

Ebenso war ihm das Murmeln zuwider, zumal an Schauspielern. Und in späterer Zeit, wo sein Gehör abnahm, ganz unerträglich, so daß er lauter zu sprechen durch Bitte oder Hinneigen des Ohrs anmahnte. Zwar verfiel er zuweilen selbst in jenes gerügte Murmeln, es geschah

aber mehr, um das Unbedeutende, was er nur zu erwidern wußte oder eben nur wollte, nicht gar zu merklich zu machen; oder auch, um eine schalkhafte Bemerkung nicht gerade ganz zu unterdrücken.

Einen solchen Fall erzählte er selbst[1], doch auch hier mit Verschweigung des eigentlichen Ausdrucks, dessen er sich bedient hatte und der der Sache erst die wahre, belachenswerte Pointe gibt. Frau von Staël habe an der fürstlichen Tafel gesagt: „Sie möge Goethe nicht anders, als wenn er eine Bouteille Champagner getrunken habe.“ Dieser habe zu seinem Nachbar halblaut gesprochen: er wisse doch nicht, daß er je mit ihr Schmollis getrunken habe. Worauf denn ein lautes Gelächter entstanden, das, bis zu ihr sich fortpflanzend, ihre Nachfrage veranlaßt, der man aber nicht mit dem vollen, nachdrücklichen Begriff des Schmollis habe dienen können und es nur in ziemlich flacher Übersetzung habe bewenden lassen.

Ein anderes etwas boshafteres Beispiel, das wenigen Lebenden bekannt sein dürfte, kann ich ihm nacherzählen, da er es mir mehr als einmal erzählt hat. Eine Dame[2] hatte ihre in der Kunst der Lady Hamilton[3] mit Hinopferung ihrer kindlichen Triebe und Neigungen herangebildete ganz junge Tochter, mehr Kind als Mädchen,

[1] In den Annalen 1804, aber ohne das „Schmollis“. — [2] Friederike Brun, Reiseschriftstellerin (1765—1835). Ihr Töchterchen Ida. — [3] Amy Lyon, später Emma Harte, brachte es vom Hausmädchen bis zur Gemahlin des Gesandten Sir William Hamilton und wurde die Geliebte Nelsons. Abenteuernde, ausschweifende Schönheit. Berühmt in mimischen Darstellungen antiker Plastik, Vorbild der auch in Weimar auftretenden Mdme. Hendel-Schütz. Hamiltonische Exhibitionen: in unsrer Anekdote natürlich mit üblem Nebensinn.

ihre Exhibitionen machen lassen und befragte ihn um sein Urteil. Einer laut ausgesprochenen Belobung so vieler Talente folgte ein leiser, mit Abwendung des Gesichts gemurmelter Nachsatz „zum Hals umdrehen!“ Die harthörige Dame hatte doch etwas von Hals vernommen, und nun mußte freilich dieser Hals durch ein angemesseneres Kompliment bemäntelt werden, welches denn auch mit großer Gewandtheit zu völliger Befriedigung der guten Dame geschah.

*

Goethe war mit großem Gedächtnis begabt. Nicht allein, daß er seine eigenen Sachen aus dem Gedächtnis rezitieren konnte, auch frühere und frühste, er hatte ein großes Sachgedächtnis, wenn er auch Namen und Jahreszahlen in spätren Jahren verwechselte oder falsch angab.

*

Goethes Rezitation oder Deklamation war ganz eigner Art, aber gewiß eine natürliche, durch sein Individuum und die vorzutragende Sache motiviert.
Ohne vielleicht etwas von den Ansichten der Alten über Deklamation zu wissen, war sie nicht ohne *Gesten* und *Mienen*. Bewegungen der rechten Hand.

*

Übrigens las Goethe den Frauen lieber vor als den Männern, teils weil sie aufmerksamer und teilnehmender zuhören als die Männer, die öfters nicht einmal einen andern vorlesen hören können, sondern lieber selbst lesen möchten; teils weil die Verschiedenheit des Geschlechts auch einen andern Eindruck vermuten läßt.

Zu jeder Epoche seiner Schriften gehört Goethes treustes Porträt aus eben der Zeit, woraus sie herrühren.
Das Porträt von Kraus paßte zu der Frankfurter Epoche, das von May für die erste Weimarsche, das von Bury für die zweite seines Zusammenwirkens mit Schiller. Zwischendurch das von Lips.
Das von Kügelgen für die dritte Epoche und die von Jagemann, Raabe, Kolbe, Stieler, Schwerdgeburth und Sebbers[1], über welches letztre keines hinausgekommen; es ist das beste seines hohen Alters.
Denn Davids Marmorbüste ist übertrieben am Schädel, wenn auch Mund und Wange getroffen wären. Die Nase schon nicht. Von den Büsten ist unstreitig Rauchs die beste.

DER LETZTE BRIEF VON GOETHES MUTTER AN BETTINA BRENTANO

ALS ich 1904 die erste vollständige Sammlung der Briefe der Frau Rat veranstaltete, nahm ich von den drei Schreiben, die Bettina von Arnim in ihrem „Ilius Pamphilius" (1848, II, 206—212) veröffentlicht hat, nur die ersten beiden, deren Handschriften ich kannte, auf, schloß dagegen den dritten aus, der mir ein von Bettina stilisiertes Schriftstück zu sein schien, in dem aber ein echter Kern stecke. Die Überschrift „Liebstes Vermächtnis meiner Seele" mutete mich ebenso fremdartig an wie die Unterschrift „Chatarine Elisabeth Goethe". Ein weiteres Bedenken erregte mir die Datie-

[1] Gemeint ist das Bild auf der Tasse (1826).



Martin Klauer: Goethe-Büste

rung: da sich Frau Rat als Sechsundsiebzigjährige bezeichnet und am Geburtstag ihres Sohnes schreibt, so war das von Bettina mitgeteilte Datum „28. August 1807“ anscheinend richtig; ein Brief von diesem Tage aber wollte nicht recht in Bettinens Leben hineinpassen. Und auch inhaltlich machte mich Einiges stutzig, besonders auf Seite 211 des „Ilius Pamphilius“ gegen Ende die Stelle „ich hab ihr aber Bescheid gesagt“. Dies „ihr“ konnte sich nur auf die Stube oder die Frühe beziehen, oder, wenn man sehr kühn deuten wollte, etwa auf die Sonne, an die Frau Aja denken mochte, da sie eben vorher von dem Morgenrot gesprochen hatte. Solch eine phantastische Zurechtweisung an die personifizierte Stube oder Frühe oder Sonne war jedoch ganz und gar nicht der Frau Rat, wohl aber Bettina zuzutrauen.
Nun ist mir das bisher verschollene Original des Briefes von dem jetzigen Besitzer, Herrn Hofphotographen Carl Wolff in Neustrelitz, dem ich dafür herzlichst danke, zur Verfügung gestellt worden; und es ergibt sich, daß die Überschrift allerdings echt ist, meine Bedenken sonst aber zu Recht bestehn. Die unmögliche Unterschrift fällt Bettinen zur Last. Das Datum lautet in Wirklichkeit „am 28. August 1808“, und die Empfängerin hat es eigenhändig beglaubigt durch die Bemerkung „Wenig Wochen vor ihrem Tode geschrieben der letzte Brief von ihrer Hand“. Frau Rat hat sich also entweder bei der Angabe ihres Lebensalters verrechnet oder ist selbst am Ende ihres Daseins noch nicht von allen Schwächen der Evastöchter frei gewesen. Und was endlich die beanstandeten Worte anlangt, so ist dort, wie noch an

einigen Stellen von Bettinas Abdruck, etwas vom Wortlaut unter den Tisch gefallen: nicht der lieben Sonne hat Mutter Aja Bescheid gesagt, sondern dem Lieschen, der Magd, der trefflichen Elisabeth Hoch, von der Goethes Mutter bis an ihr Ende betreut wurde.

Der Brief lautet:

Liebstes Vermächtnüß meiner Seele

Das ist einmal ein gar erfreulicher Tag für Uns, denn es ist unseres lieben meines liebsten Sohnes, und deines Bruders Geburtstag ich weiß zwar gar wohl daß du es gar nicht leiden kanst daß ich dir als Bruder schenk aber warum? – ist er dir zu alt? – da sey Gott vor, denn ein so kostbarer Stoff wie in diesem seinem Leib und Seele verwirkt ist der bleibt ewig neu, und ja sogar seine Asche soll einst vor andern das beste Salz haben an die eine Mutter absonderlich am Geburtztag zu denken Bedenken Tragen möcht, aber wir zwei sind nicht Abergläubig, und für seine Unsterblichkeit schon dergleichen Ängstlichkeit überhoben. Ich vorab hab gewonnen Spiel denn in diesem Jahr zähl ich 76 jahr und hab also den Becher der Mutterfreude bis auf den letzten Tropfen gelehrt; mir kann nicht unklücks-Schicksal aufgeladen mehr werden. – Doch ich muß dir zutrinken, denn mein Lieschen hat mir alleweil den besten Wein heraufgebracht und eine Boutelle Wasser, denn du weißt daß ich ein Wassernympf bin; und zwey Pfyrsich sind daneben, der ein für dich, der ander für mich, ich werd sie beid verzehren in deinen Nahmen, – und jezt stoß ich mit dir an, Er soll Leben! Dann wollen wir weiter sprechen. Du wirst doch auch wohl heunt an irgend einem plaisirlichen

Ort seine Gesundheit Trinken. – Jetzt sag ich dirs, es hat geschmeckt – ja es ist recht einsam in deiner und meiner Vatterstadt! – das hab ich mir heunt überlegt beim Aufwachen; die Sonn hat geschienen aus allen Kräften, und hat mir bald zu heiß eingefeuert, aber sonst auch nichts hat geschienen; Heunt Morgen kommen ein paar – keiner denkt daran daß ich Mutter bin Heunt. – Nun! – dacht ich, was ist das vor ein ärgerlich geschicht daß meine Bettine nicht da ist – denn die hätt mir gewiß den schönsten Strauß heunt gebracht, – so ein recht herrlicher Strauß wie im vorigen Jahr da warst du noch nicht 3 Wochen mein Täglich Brod, und warst doch schon meine beste Bekanntschaft von allen die ich aufzählen kann. – Den Federkiel in die Hand nehmen und mühsam zackern, das ist nicht meine Sach da ich lieber im vollen Waitzen schneiden mag und lieber erzehl als schreib; aber für den heutigen Tag und diese Empfindung in meiner Brust ist Kraut gewachsen dem muß einmal mit einem verdienstlichen Schweiß sein Recht gethan werden. Die Plapper Elstern die Stadtmadamen was verstehen die von unsern goldnen Stunden die wir mit einander verplaudern, die sollen daran kein Theil haben, aber du sollst und must dein Theil genießen sonst könnt mirs Herz bersten. jetzt hab ich schon in der Früh wie meine Stube ganz vom Morgenroth durchschienen war an dich gedacht und da ist die Lieschen an mein Bett gekommen die hat gesagt wie Schad es ist daß du in der Ferne bist an so einem schönem Tag; ich hab ihr aber Bescheid gesagt daß einerlei ist wo du bist wirst du deiner Freundin deiner Mutter die dich gern zu ihrem Sohn zehlt und

schon daran gewohnt ist schriftlich wie mündlich es dir zu repetiren an die wirst du denken heut und mit ihr Gott danken daß der sie so gnädig bis ans End in ihrem Antheil an den Himmlischen Freuden einer Mutter geschützt hat. – was kann ich dir noch hinzufügen? – – – daß ich Gott auch für dich dank als meine Beste Freud hier auf Erden in der mir alles genossene aufs neue lebendig geworden ist; das ist, Erstens – und dann zweitens hab ich dich in mein Herz geschlossen; apart, weil du nicht zum Narrenhaufen gehörst und hast dich zu mir retirirt als weil ich allein einen rechten Verstand von dir hab denn du gehörst zu der Art die mir Seel und Blutsverwandt ist; – die wird aber nicht so leicht gefunden und auch nicht gekannt. so nehme doch meinen Dank daß du deinem Wegweißer der Gott ist gehorsam warst, und hast dich nicht gewehrt bei einer alten Frau, so jung wie du auch bist dein Lager aufzuschlagen; – und erkenne in diesen schwachen Zeilen mein zu volles Herz, das mit Sehnsucht deiner baldigen Ankunft entgegen schlägt. Ich kann nichts mehr hervorbringen und verspare alles auf eine baldige köstliche mündliche Unterhaltung. Behalt Lieb deine dich ewig liebende Mutter

Goethe

Frankfurt am acht und zwanzigsten
August 1808.

Adresse: An
meine Liebe Tochter Bettine
Brentano
abzugeben durch Güthe
In Winkel.

Als Frau Aja diesen Brief beendet, hatte sie nur noch wenig mehr als vierzehn Tage zu leben. Reinhold Steig hat uns (Wiss. Beil. zur Voss. Ztg. 1912, N. 35) von diesen Wochen erzählt. Noch am 12. September hatte Bettina vor ihrer Reise nach Bayern die Hände der mütterlichen Freundin küssen können, ohne zu ahnen, daß es das letzte Mal sei; am Tag darauf schloß die heitere alte Frau ihre Augen für immer. Dann löste sich ihr Haushalt auf; die meisten lieben Erinnerungsstücke wurden am 8. und 11. November 1808 bei der Versteigerung verschleudert und verstreut; Christiane von Goethe, die zwar zugegen, aber schlecht beraten war, hat es nicht verhindert. Nur ein unschätzbarer Gegenstand kam in treueste Obhut: das Seekatzsche Familienbild der zwei Goethischen Generationen, das Bettina durch ihre Schwester Meline für sich ersteigern ließ. Sie hat es lebenslänglich sehr geliebt, vererbte es an ihre Tochter Gisela und deren Gatten Herman Grimm, der es dann letztwillig 1901 an das Weimarer Goethehaus gelangen ließ, fast anderthalb Jahrhunderte nach der Entstehung des charaktervollen Gemäldes, fast ein Jahrhundert nach dem Tode der Frau Rat. *Albert Köster.*

LOUÏZE LABÉ / DREI SONETTE

DAS ZWEITE SONETT

O braune Augen, Blicke weggekehrt,
verseufzte Luft, o Tränen hingegossen,
Nächte, ersehnt und dann umsonst verflossen,
und Tage strahlend, aber ohne Wert.

O Klagen, Sehnsucht, die nicht nachgibt, Zeit
mit Qual vertan und nie mehr zu ersetzen,
und tausend Tode rings in tausend Netzen
und alle Übel wider mich bereit.

Stirn, Haar und Lächeln, Arme, Hände, Finger,
Geige, die aufklagt, Bogen, Stimme, – ach:
ein brennlich Weib und lauter Flammen-Schwinger.

Der diese Feuer hat, dir trag ichs nach,
daß du mir so ans Herz gewollt mit allen,
und ist kein Funken auf dich selbst gefallen.

DAS ACHTE SONETT

Ich leb, ich sterb: ich brenn und ich ertrinke,
ich dulde Glut und bin doch wie im Eise;
mein Leben übertreibt die harte Weise
und die verwöhnende und mischt das Linke

mir mit dem Rechten, Tränen und Gelächter.
Ganz im Vergnügen find ich Stellen Leides,
was ich besitz, geht hin und wird doch ächter:
ich dörr in einem, und ich grüne, beides.

So nimmt der Gott mich her und hin. Und wenn
ich manchmal mein', nun wird der Schmerz am größten,
fühl ich mich plötzlich ganz gestillt und leicht.

Und glaub ich dann, ein Dasein sei erreicht,
reißt es mich nieder aus dem schon Erlösten
in eine Trübsal, die ich wiederkenn.

DAS NEUNTE SONETT

Gleich wenn ich endlich abends so weit bin,
daß ich im weichen Bett des Ruhns beginne,
zieht sich der arme Antrieb meiner Sinne
aus mir zurück und mündet zu dir hin.

Dann glaub ich an die Zartheit meiner Brüste
das, was ich ganz begehre, anzuhalten,
und *so* begehre, daß mir ist, als müßte
mein Schrein danach, wo es entsteht, mich spalten.

O Schlaf, der nachgibt, Nacht für mich gemeinte,
innige Stillung, glückliche Genüge,
halt vor für aller meiner Nächte Traum.

Ist für das immer wieder mir Verneinte
in dieser vollen Wirklichkeit nicht Raum,
so laß es mir gehören in der Lüge.

Übertragen von Rainer Maria Rilke.

CHARLES DE COSTER / AUS DEN BRIEFEN AN ELISA

WÄREST Du doch bei mir; wie wollte ich Dich küssen. Immer tiefer solltest Du empfinden, wie groß meine Liebe zu Dir ist. Es ist seltsam: ich fühle, ich sehe Deine Liebe, wie Du meine Liebe fühlst und siehst. Ich weiß, daß mir ein Herz gehört, das fast mein eignes ist, das mich mehr liebt, als ich selbst mich lieben könnte. Empfindest Du das nicht auch? Wenn Du leidest, leide auch ich; ich bin ganz Dein eigen, jetzt und für

alle Zeit. „Für alle Zeit" erscheint vielen Menschen lang; ich sage dies „für alle Zeit", als wenn ich Dir sagte: morgen werde ich Dich auch noch lieben.

Jeder von uns ist erst vollständig durch den andern. Ohne Dich bin ich nichts. Hätte ich Dich nicht, ich könnte wirklich nicht leben. Nun habe ich zwei Herzen in mir, Deins und meins. Dein Blut ist mein Blut. Ich weiß, daß Du meine Gedanken denkst, daß Du liebst, was ich liebe, und hassest, was ich hasse.

Wenn Du mir etwas gibst, vermeine ich, Du habest es aus einem Haufen von Dingen genommen, die nicht mir gehören, sondern uns. Dein Rosenkranz gehörte mir, ebenso Dein Gürtel, Deine Frisur auf dem Ball im Klub gehört mir, wie ich Dir gehöre, wie alles, was ich besitze, denke, nur Dir gehört. Wenn Du mir sagtest: Ich mag das nicht gerne, wirf dies weg, verbrenne dies, ich würde gleich sagen: sie hat recht. Und ich würde das tun, als wenn ich vor Dir diese Gedanken gehabt hätte. Ich suche hierfür keine Erklärung; ich weiß, daß wir beide sehr verschieden voneinander sind, und doch kann ich mir nicht denken, daß wir nicht eins sind.

Wärest Du doch jetzt bei mir in meinem Zimmer. Es sieht ja nicht ordentlich darin aus. Aber ich weiß, Du würdest diese Unordnung lieben, wie ich sie liebe. Und blicke ich um mich, auf alles im Zimmer habe ich in Gedanken schon Deinen lieben Namen geschrieben, auf die Blumen in den Tapeten, auf die Arabesken im Teppich, auf die Bilder, die an den Wänden hängen. Nicht nur Deinen Namen, alles, was Du mir gesagt, geschrieben hast, was Du getan hast, kann ich da lesen. So finde ich

Dich überall in meinem Zimmer. Du bist dort wie die Luft, die ich atme. Und so kommt es, daß ich eigentlich nur lebe, wenn ich in meinem Zimmer bin. Dann habe ich wohl das Gefühl, daß Dein Platz eigentlich hier ist, hier bei mir. Das weißt Du auch. Lebe wohl, Geliebte, immer nur kann ich sagen, daß ich Dich liebe, weil ich nichts anderes denke.

Mein Glück ist fast zu groß. Ich habe Furcht vor einem Unglück. Vorhin noch sagte ich zu Karoline: „Elisa ist ein wahrer Schatz." – „Sie würde sich freuen, wenn sie das hörte," antwortete meine Schwester . . . Und nun wiederhole ich es Dir. Ich darf es tun. Unsere Liebe ist so rein, so frisch, so jung, so erhaben, daß es mir unmöglich scheint, in der Welt zwei Menschen zu finden, deren Liebe der unsrigen gliche. Nein, das ist ganz unmöglich. Mein Glück ist riesengroß! Gestern abend, als ich im Bette lag, habe ich gebetet, inbrünstig gebetet. Ich fühle es, Du erst machst mich zum ganzen Manne. Durch Dich scheidet mein Zorn, meine Unzufriedenheit, meine Ungeduld, durch Dich werde ich ganz Herz, ganz Intelligenz. Und so bin ich Deiner erst ganz wert. In dem Maße, wie ich Dich kennen lerne, wächst auch mein Verständnis für die Geheimnisse, die Dein Herz birgt, das so gut, so unendlich gut ist. In meinem Brief von heute morgen fragte ich Dich, ob ich Dich nicht sehen könnte. Antworte mir, daß das unmöglich ist. Du darfst des Morgens nicht mehr mit mir ausgehen. Man könnte Dich sehen. Und ich will nicht, daß das Gerede der Leute unsere schöne Liebe beschmutzt. Engel, Elisa, Geliebte,

nie hätte ich geglaubt, daß ich Dich so würde lieben können. Ich liebe Dich, wie man einen Engel liebt, einen echten Engel des lieben Gottes. Wenn nur Dein Vater einwilligte. Aber Du wirst ihn anflehen, mich auch gern zu haben, wirst ihn bitten, mich seinen Sohn sein zu lassen. Ich würde Deinen Vater lieben. Warum kann ich ihm heute nicht schon gestehen, daß ich Dich liebe! Frage Deine heilige Jungfrau, ob es nicht wahr ist, daß ich Dich von Herzen liebe. In ihrem himmlischen Lächeln wirst Du alle guten Regungen erkennen, die ich je empfunden habe. Bei jedem reinen, guten, erhabenen, heiligen Gedanken habe ich die Jungfrau angeschaut. Sie ist Deine Schutzgöttin und die meine. Keimte ein schlechter Gedanke in mir und sah ich dann die Jungfrau an, ich errötete. Hätte man mir 1000 Franken für das Bild geboten, ich hätte es nicht hergegeben. Ich habe das Bild von meinem Vater geerbt, der sicher im Himmel für uns beide betet. Vater, den ich so wenig gekannt, den ich nur so kurze Zeit lieben durfte, segne deine beiden Kinder, bitte Gott, daß dein Sohn deine Elisa immer glücklich macht, denn sie ist dein Kind wie ich.

Lieber Gott, war der Abend schön. Ich bin so glücklich, vollständig, restlos glücklich, weil ich Dich liebe, weil ich weiß, daß auch Du mich liebst. Wie herrlich war der Abend! Ich glaube, ich bin berauscht von einem himmlischen Wein. Wie ich Dich liebe!... Wie schön war dieser Gewitterhimmel mit den wenigen Sternen, diese verschleierte Nacht; wie köstlich war die laue Luft, wie herrlich duftete der Staub, auf den die ersten Tropfen

fielen. Aber dies ist nicht die Quelle des Glücksgefühls, auch nicht die Küsse sind es, mit denen ich Dich küßte; sie liegt darin, daß ich fühle, wie tief meine Liebe zu Dir ist, daß ich Dich werde glücklich machen können. Und unsere Liebe wird uns ewig jung erhalten. Wie schön ist das Leben, wenn Du mich liebst! ...

Kannst Du Dir vorstellen, daß ein Mensch in meinem Alter das Leben nicht nehmen will, wie es ist? So möchte ich zum Beispiel, daß Du für mich, für mich ganz allein geschaffen wärest. Du kennst mich noch nicht, und doch hat nie jemand besser meine Gefühle erraten als Du. Alles Gewöhnliche, Gemeine verletzt mich nicht nur, ich leide darunter. Gewisse Heiterkeit macht mich zum Weinen traurig. Oft überrasche ich mich, wie ich im Kreise junger Leute stumm dasitze oder von Zeit zu Zeit eine Dummheit sage. Ich lache, bin heiter und fröhlich. Wenn diese Leute wüßten, wie ich alles zerlege, ihre Worte und die Absicht, mit der diese Worte gesprochen wurden, wie ich alles beobachte, ihre Bewegungen, ihre Blicke, wie ich sie untereinander vergleiche, wie ich mir ihren Charakter konstruiere, wie ich sie oft errate, sie würden nicht erschreckt sein, aber dieses beständige Beobachten würde sie ärgern. Die Wirklichkeit verletzt mich, glücklich bin ich nur, wenn ich alles in schimmernde Poesie tauchen kann.

Ich wollte, es wäre erst morgen! Es ist so köstliches Wetter. Wir sind beide noch jung, wir lieben uns und ... weinen.

Du bist eifersüchtig, ich bedaure Dich aufrichtig.
Nun will ich Dir offen alles erzählen, was ich heute tat. Ich fange also an: Aufgestanden bin ich um 8½; ich hoffte, Du hättest mir geschrieben, aber es kam kein Brief. Das wunderte mich. Um ½10 bin ich zu Samuel gegangen, der mich erwartete. Um 11½ war ich in der Rue des Secours 7. An der Ecke der Straße, Du siehst, daß ich Dir alles sage, waren Frauen, die ich nicht näher bezeichnen will, am Fenster. Sie glaubten, ich suche, und riefen: Hier, hier! Aber ich bin nicht hineingegangen, das kannst Du glauben. Seit Du mich liebst, hat weder meine Hand noch mein Mund je eine Frau in Freundschaft oder in Liebe berührt. Ich habe auch kein Verlangen darnach. Als ich bei Samuel ankam, führte man mich ins erste Stockwerk. Henri kam und bat mich, ihn für zehn Minuten zu entschuldigen. Er ging. Nach kurzer Zeit kam seine Frau; sie ist sehr leidend, eine Neuralgie, die vom Kinn bis zur linken Kopfseite geht, verzerrt ihr ganzes Gesicht. Sie sieht aus wie ein Totenkopf. Besonders die Nase sieht scheußlich aus. Sie ist bald wieder gegangen. Dann kamen Adolf Samuel und Van Bemmel. Später kam auch noch Louis Labarre. Als die zehn Minuten verstrichen waren, kam Henri und sagte: Es ist Zeit, die andern heraufkommen zu lassen. Diese andern waren Arbeiter aus der Druckerei, denen er ein kleines Fest gab. Wir setzten uns zu Tisch; es herrschte allgemeine Herzlichkeit, Fröhlichkeit, die so recht von Herzen kam. Man sang, las Verse, in denen alles Gute und Schöne der Welt gefeiert wurde: Freiheit und Liebe. Ich muß Dir nun ein wenig von Henri Samuel und seinen Arbeitern



Gustave Doré: Holzschnitt zu „Münchhausen"

erzählen. Es kommt ganz auf den an, der eine gewisse Zahl von Menschen beschäftigt und ihnen zu leben gibt, ob er ihr Freund oder ihr Herr ist. Dem Herrn gehorcht man, für ihn arbeitet man für soundso viel pro Tag, bei dem Freund rechnet man nicht. Am Ende des Mahles rief ein Arbeiter, der ein wenig viel getrunken hatte, immer wieder: Ich gebe mein Leben her für Herrn Samuel! – Iß lieber, sagte Henri und füllte ihm den Teller. Und er aß und trank und rief dann wieder: Ich liebe meinen Herrn, ich würde mein Leben hergeben für ihn. – Das war drollig, man lachte, aber rührend, ergreifend war es doch. Es gibt viele Leute, die sagen, nachdem sie Le compagnon du tour de France, Horace oder Le Péché de M. Antoine von Georges Sand gelesen haben, G. Sand idealisiert den Arbeiter. So ist er nicht. Nun, sie irren sich gründlich. G. Sand hat recht. Alles, Jugend, Begeisterung und Kraft findet man bei diesen Männern, die die Bluse tragen und Schwielen in den Händen haben. Unter dem Frack schlägt das Herz weniger schnell, und in einer gewissen Gesellschaftsklasse scheinen mir alle Frauen Puppen und alle Männer ein Pierre * * *.

Du bist doch nicht krank?
Aus Deinen beiden Blumensträußen habe ich einen gemacht. Nun steht er in einer großen Vase aus Porzellan mit blauen Blumen. Unter die Vase habe ich Deinen Lampenuntersatz gelegt, und jetzt stehen die Blumen auf dem Kamine.
Gestern habe ich ein Datum auf die Wand meines Zimmers geschrieben: 16. August. Gestern vor drei Jahren

habe ich Dir das erstemal gesagt, daß ich Dich liebe. Weißt Du es noch? Nein, es kann noch keine drei Jahre her sein. Eine Liebe ist nach drei Jahren nicht mehr so stark. Doch, doch, nach zehn Jahren ist sie noch ebenso stark und tief. Es ist jetzt $11^1/_2$. Ich habe aufgehört zu arbeiten. Ich habe an Dich gedacht. Bin leise an Dein Bett gegangen, habe Dich geküßt, und Du warst glücklich. Dann habe ich Dich lange angesehen, habe Dir die Augen geküßt, die so oft meinetwegen geweint haben, habe Deine kleinen Hände gestreichelt, die mich schlagen sollten und mich nur liebkosen. Deine kleinen Füße betrachtet, die so schnell zu mir laufen und mir mein Glück bringen. Nun träume ich immer noch. Warum habe ich Dich heute nicht gesehen? Es war so schön draußen ...

Übertragen von G. Goyert.

EMILE VERHAEREN / DREI GEDICHTE AUS „DIE WOGENDE SAAT“

DIE STATTLICHE MAGD

Weit in die Ährenau, die schweres Gold hinüberreift,
um braunes Brot zu werden, das man ißt, folg ich den Spuren
von deinen Füßen; muß mit Augen, die schon viel erfuhren,
bewundern, welche Kraft dich fortbewegt und deinen Nacken steift.

Die Arbeit macht, daß deine Schultern sich noch straffer richten.
Mit ihren langen Armen mähn die Burschen Weizen, Schuß auf Schuß.

Doch deiner Arme Schwung ist so wie Feuersbrunst und
muß
die Ähren binden und die Garben hoch in Mandeln
schichten.

Anbetend kniest du hin und dankst der Fron, dem Schweiß,
dem Wind,
dankst allen Dingen, die beweglich in die Sonne blitzen;
und deine Augen zucken nicht, wenn staubige Schauer
spritzen
von Wagen her, die auf den dürren Stoppeln eilig sind.

Gesundes Blut pulst laut durch die Kanäle deiner Adern
und rundet deine weißen Brüste, bis sie hart stehn wie
Granit.
Dein Haar blüht rot, und deine Lippen sind ein Rosen-
lied,
und nie wird dein Gefühl mit Härten dieser Erde hadern.

Du bist das erste Lerchenwunder auf dem blanken Feld
und wirst des Abends mit den Schnittern laut im Heim-
marschieren.
Das flandrisch Trotzige wird deine Stirne nie verlieren
und deine Augen nie den Blick, der Sanftmut zu dem
Trotz gesellt.

Die Burschen auf den Poldern und in Dörfern an den
Flüssen
sind von dem Üppigreifen deiner zwanzig Jahre so ent-
flammt,
daß sie in ihren Träumen, unter der Sterne Silbersamt,
dich als die Frau, die sie einst nehmen werden, küssen.

Weissagung geht: daß du auf einem Gut gebieten wirst,
das mit schneeweißen Giebeln aufragt aus den Saat-
gebreiten.
Das Instvolk wird dir folgsam sein in harten Erntezeiten,
und goldner Lohn der Arbeit wird sich wölben bis zum
First.

Dein Schoß wird fruchtbar gehn und wie in schönen Jahren
der Vorzeit muskelstarke Kinder zahlreich in die Welt
hinausgebären, die, als Stolz in deinen Tag gestellt,
dich stützen, wenn du alterst, und gebrochen deinen Sarg
umscharen.

DAS GOLD

Verwahr es gut, verwahr es gut:
vielleicht belauscht uns einer schon.
Verwahr es gut, verwahr es gut:
ich habe Angst, mein Sohn,
daß Sonne, die durchs Fenster schielt,
das Gold uns stiehlt.

Verwahr es gut, verwahr es gut:
nicht hier, doch unter den Getreidesäcken,
nicht hier, doch in den Kellerecken
im Bohnenstroh,
im Torfmüll wo;
man weiß es nicht, man weiß es nicht,
wo Dieb zuerst einbricht.

Besucht uns Tag, besucht uns Nacht:
gib acht,
daß niemand dort das Tor aufmacht.

Bleib ruhig stehn, bleib ruhig stehn.
Ich höre Schritte gehn,
ich höre Atem wehn.

Hörst du es nicht, hörst du es nicht?
Man fingert an die Fensterscheiben,
man will ein Eisen in das Türschloß treiben.
Hörst du es nicht, hörst du es nicht?
Ich werde niemals ruhig bleiben.

Man meint mich alt, man meint mich alt,
doch wer hat sich wie ich so in Gewalt,
zu hören, wie die Totenuhren pochen?
Und braust nicht, daß ich wachsam sei,
vom Abend bis zum Hahnenschrei
die Gicht durch meine alten Knochen?

Verwahr das Gold, wo Holzwurm schurrt,
und brumm, wie wenn der Hofhund knurrt,
der lange Schatten kommt schon näher.
Siehst du nicht da im Schlüsselkreis
ein Auge weiß, ein Auge weiß
gierig auf unsre Hände spähen?

Das Dunkel bleicht, das Auge weicht.
Die Ratte, die uns narrte, schleicht
zurück über die Holzgerüste.
Der Schlaf kommt schnell, mein Kopf geht schwer.
Wer wohl schläft ruhig ein, wenn er
sein Gold nicht unter den Kissen wüßte?
Ach, wenn das Gold doch mein geschundener
Körper wär!

TANZ DER GREISE UND GREISINNEN

„Heraus, ihr Pfründner, schwingt das Bein!
der alte Tod zog querfeldein.

Daß heiße Lust euch übermannt,
schäumt reifer Sommer durch das Land.

Mit wilden Lippen küßt er fort,
was schwärend euren Saft verdorrt,

und eurer Augen blindes Grau
klärt Glanz und uferloses Blau.

Der alte Tod zog querfeldein,
heraus, ihr Pfründner, schwingt das Bein!"

„Ach, ach, was sind wir krumm und dumm,
die Gicht hackt uns in Kopf und Bein herum,

und unsre Blicke sind zu schwach
und ganz entwöhnt dem Goldgelach.

In Stirn und Busen hat sich schon
das Müdsein eingenistet; Feuer ist entflohn.

Der Herzen Enge faßt es kaum,
weiß nicht mehr, was Erinnern ist, was Traum.

Die Gicht hackt uns in Kopf und Bein herum,
ach, ach, was sind wir krumm und dumm!"

„Aus eurem Spittelgärtchen schwält
ein Feuer, das erschlaffte Muskeln stählt.

Und junger Efeu überspinnt
Verfall, der aus der Mauer rinnt.

Seht, selbst den greisen Rosenbaum
krönt noch ein roter Knospenflaum.

Der Laube Doldenbunt fährt euch fürwahr
wie eine Schmeichelhand durchs Haar,

und was erschlaffte Muskeln stählt,
ist Feuer, das aus eurem Gärtchen schwält."

„Ja, ja, man reckt schon Hand, auf daß sie pflückt,
was dunkelste Erinnerung schmückt.

Und wär es eine Rose bloß,
die man sich zog mit eignen Händen groß.

Und wie Geschwister, eins in Schritt und Wort,
möcht man spazieren bis zum Brunnenbord,

zu schauen, wie der Phlox gerät
und sich mit jeder Morgenröte voller bläht.

Ja, ja, man reckt schon Hand, auf daß sie pflückt,
was dunkelste Erinnerung schmückt."

„Grüßt euch der Gang der Buchen dort,
dann bleibt nicht stehn, schiebt schnell das Gatter fort

und sucht den Pfad der Kindheit auf,
der eure Pulse hetzt zu schnellerem Lauf.

Kommt Glockenton euch zugeweht
von Dörfern, wo schon Abend steht,

ach, eine Glocke zieht den Ring
da, wo einst eure Wiege ging.

Schiebt trotzigwild das Gatter fort,
grüßt euch der Gang der Buchen dort."

„Ach, wenn wir unser Dörfchen schaun,
wird Lust gewiß die Qual verbaun.

Aus jedem Stein am Haus wird uns
die Süße eines Muttermunds,

kommt aus dem Aschenrest im Feuerloch,
vom Nußbaumschrank, aus Wurmgepoch,

von Stühlen, braun und ausgeflickt,
vom Gnadenbild, das simsher nickt.

Ach, wenn wir diese Dinge schaun,
wird Lust die Qual gewiß verbaun."

„Nun hört: wir feiern Kirmes hier,
die in die Beine fährt wie Wahnsinn schier."

„Ach, sagt uns, wie man Tanzbein stellt,
daß niemand uns für Narren hält.

Ja, früher war man noch nicht krumm,
trank hundert Glas, warf Berge um.

Und aus Klarnett und Brummbaß sprang
des Tanzes höchster Überschwang.

Und Lieder waren: so voll Lust,
als tönten Harfensaiten aus der Brust.

Ach, sagt uns, wie man Tanzbein stellt,
daß niemand uns für Narren hält."

„Heraus, ihr Pfründner, schwingt das Bein!
der alte Tod zog querfeldein.

Was liegt daran, daß Dudelsack
heut nicht mehr brummt den alten Takt.

Der volle Schwung, der Leben heißt,
ist Jugend, die unendlich kreist.

Weht nur ein Funken Hoffnung wo,
wird jedes Herz schon heil und froh.

Drum all ihr Pfründner, schwingt das Bein!
der alte Tod zog querfeldein!"

Übertragen von Paul Zech.

ALBRECHT SCHAEFFER / OREST UND DIE EUMENIDE (EINE LEGENDE IM RAHMEN)[1]

SIE saßen zusammen oben im Erker des gotischen Fensters, während es Abend wurde, Esther, Marga, der Maler Bogner und Jason, der zuletzt kam. Zuerst war

[1] Die Menschen des Rahmens aus einem unveröffentlichten Roman.

es Esther allein gewesen, die dicht neben der großen, fast bis zur Erde reichenden grünlichen Glaswand saß, hoch über sich die schöne Wölbung des spitzen Bogens, das schöne, schwarze Haupt, die reine Stirn, die leise dunkel brennenden Augen unter den edlen Brauen über ihre buntfarbene Stickerei gebeugt, in der Faden um Faden unter den hurtigen Schritten der Stiche aufging, während hin und wieder ein Hauch der Sommerabendluft die kleine, lose Haarsträhne über ihrer Stirn aufhob und sanft zauste, hereinwehend aus einem der kleinen Vierecke, die, wahllos über die Fläche der Scheibe verteilt, alle offen standen, so daß jedes ein Quadratstück der Landschaft in der Tiefe enthielt, dieses nur Wiesengrün, jenes einen Ausschnitt vom Bahndamm, jenes ein paar Türme der Stadt weit hinten, und dieses die still und geruhig rauchenden Schlote der Zuckerfabrik ganz rechts. Marga, die dann heraufgekommen war, hatte sich nach ein paar freundlichen Worten ans Fenster gestellt, groß, schmal und blaß von Antlitz und Haar, hinausblickend durch das Viereck, das sie gerade vor Augen hatte, in dem nur der Abendhimmel war, licht und von jenseit zart golden durchleuchtet, aber sie hatte nun die ganze Abendgegend unter sich, die Weiden, die dunstige Stadt mit Kuppeln und Türmen, das Wehr und den Fluß zur Linken, und dahinter das Blau der Hügelrücken; und so fand sie der Maler. Aber sein immer graues und bartloses Gesicht hatte sich nur eine Minute, während er seine kurze Pfeife stopfte, über Esther und ihre Arbeit geneigt, und er war in seiner sachten Art wieder im schon dämmrigen Hintergrund verschwunden, wo er vor den Bücherregalen saß;

daß er nicht hinausgegangen war, merkten sie im Fenster nur an dem süßlichen Geruch des Qualms, der ab und zu vorüberwehte und ins Freie zog. Schließlich erschien dann Jason al Manachs dunkle, schmale Gestalt, der, in den Sessel, Esther gegenüber versinkend, gleich sagte, er wäre im Museum gewesen. Danach machte er seine gewöhnliche Pause, die auf eine Frage der andern wartete, aber der Maler schwieg natürlich, Esther hatte gerade ein paar Seidensträhnen von ähnlichem Grün über ein halb gesticktes Blatt gelegt und betrachtete das mit kleinen, prüfenden Grimassen der Brauen und der Zungenspitze, und so versuchte die immer Gütige, Marga, ein wenig sich hinüberwendend, ein leises: „Nun, und?"
„Da traf ich den jungen Stupitzka, den Archäologen, und er erklärte mir alles. Die Archäologen sind doch die freundlichsten Menschen", sagte Jason. Esther blickte ihn schnell an, ein bißchen ungläubig, um nicht zu sagen spöttisch, und was sie meinen mochte, drückte dann Marga aus: es gäbe wohl keine Menschenart, von der er, Jason, nicht, wenn die Rede darauf käme, versicherte, daß sie die freundlichsten seien. „Und nun, – was gab es Besonderes zu sehen?" –
Jason, zu ihr, die wieder hinausblickte, aufsehend, als ob er still für sich die Spuren der langen Krankheit, der Schlaflosigkeit und der Schmerzen auf ihrem in sich vergehenden Gesicht zählte, sagte:
„Etwas Einziges. Den Kopf eines schlafenden Mädchens, das Esther ähnlich sah. Freilich, Esthers Gesicht ist klein und so licht und dunkel, während dies überlebensgroß war, graugelb getönter Gips, aber dennoch..."

Während Esther langsam errötete, fuhr er fort, eine Abbildung müsse in einer der Mappen auf dem Schrank sein, und gleich ging Marga, bereit, jederzeit einen Auftrag zu hören und ihn auf sich zu beziehn, hinüber und schleppte die Mappen her, legte sie neben Jason auf die Erde, und der hatte bald gefunden.

„Seht ihr, das ist sie!" sagte er erfreut. Esther entschloß sich, einen Augenblick aufzuhören mit Sticheln und Fadenabschneiden, und so fiel ihr Blick gerade auf Jasons runde Stirne, die sich über den großen Karton der Abbildung herabsenkte, und unter der die kohlschwarzen Augen als schmale Spalte unter den Lidern erschienen; während der zarte, blasse Mund redete, bewegten sich unsichtbare Wellen von Erregung deutlich über die Buckel der Stirn.

„Sie schläft", sagte er. „Seht ihr hier das Ohr unter den Wellen des Haares, wie einen Eingang in geheimnisvolle Tiefen? Sie schläft, was mag hier eindringen? Es ist recht ernst, dies Profil, – die Brauen . . . Wie schön es im Schlaf auf die Seite gesunken ist!" Er sah zu Margas und Bogners – der war hinzugetreten – Gesichtern auf, lächelte und fragte: „Was meint ihr, wer ist es?"

„Muß es jemand sein?" fragte der Maler.

„Ja," erwiderte Jason, „diese Griechen machten immer etwas, das etwas war."

„Also vielleicht die Gorgo", schlug Bogner vor. – Esther, die den Kopf nur umgekehrt, von oben, gesehen hatte, sagte, wieder zu ihrer Arbeit zurückkehrend, die Gorgo wäre doch wohl wild und häßlich.

„Nun, nun," meinte Jason, „du vergißt ja die Rondanische. Denke auch an das schöne Gedicht von Conrad

Ferdinand Meyer. Ja, es könnte die Meduse sein; sie war ein geheimnisvolles Wesen, sie war nicht häßlich, ihr Anblick versteinte, das war ein Fluch, sie konnte nichts dafür; wenn sie schlief, war sie unschuldig, dann könnte sie so ausgesehen haben. Ich will es euch sagen," fuhr er fort, „denn ich selber hielt sie für die Gorgo, aber der junge Stupitzka hat mir gesagt, daß es eine Eumenide ist. Sie verfolgten den Orest, der seine Mutter erschlagen hatte, das wißt ihr ja, und als er sich eines Nachts in einen Tempel geflüchtet hatte, wohin ihm die Dämonen nicht folgen durften, lagerten sie sich draußen auf den Stufen und schliefen auch. Dies ist eine von ihnen."

Es war nun eine Weile still, nachdem die dunkle und melodische Stimme verhallt war. Sie hörten den kleinen Schrei einer Lokomotive fern, und Marga, die wieder an ihrem Ausguck stand, und auch der Maler, der an ihrem Kopf vorüber hinaussah, bemerkten den kleinen Zug, wie er sich über die schnurgerade Linie des Bahndammes bewegte, und die weißen Rauchballen, die über die Weideflächen leicht davonsprangen, sich auflösend in die goldene Luft.

„Das finde ich nun schön," sagte Jason leiser: „auch die Erinnye schläft einmal. Was uns verfolgt und quält, einmal läßt es uns ruhen; auch das Quälende bedarf des Schlafs."

Esther hatte einen lichtblauen Faden zwischen den Zähnen, zog ihn mit beiden Händen langsam hin und her, während sie irgendwohin blickte, in das verschwommene Grün der Wipfel hinter dem Grün des Glases, bis der Faden mit einem kleinen Ruck zerriß, und sie sagte eil-

fertig, von oben auf die Abbildung herunterblickend, wie ein Schwan auf sein Spiegelbild:
„Das ist – –, wenn ich so deine Worte höre: Auch die Erinnye schläft . . . und dies Gesicht dabei sehe, dann steigt etwas daraus auf wie –“ Sie stockte und blickte erst zu Bogner auf, der noch immer betrachtete aus seiner Höhe, dann in Jasons Gesicht. Während ein Lächeln und das Erröten zugleich auf ihren Wangen langsam aufschwebte, war es, als ob er magisch aus ihr herauszöge, was er sagte:
„Wie Legende, nicht wahr? Als gäbe es etwas zu erzählen.“ Da nickte sie zufriedengestellt, als würde er flugs anfangen, und begann einzufädeln.
„Das sagst du so,“ meinte Jason, „daß ich nun erzählen soll. Freilich ist da etwas, aber nun ist es bloß ein Anfang, und alles übrige fehlt. Nun, vielleicht findet ihr selber es nachher, also setzt euch.“
Er winkte mit viel Huld zu Marga und Bogner, und während jener sich wieder in sein Dunkel zurückzog, setzte sie sich auf die weiche Lehne von Esthers Ledersessel. Jason, aus den vielfarbigen Seidendocken auf dem Tischchen neben Esther eine dunkelrote ergreifend, die er langsam durch die Finger gleiten ließ, fing an.

„Am siebenten Abend nach dem Beginn der Verfolgung, nachdem er ohne Unterlaß bei Tage hinter sich die Schritte und das Rauschen der Kleider, das Zischen der Nattern und die halblauten, höhnischen und gehässigen Gespräche der drei Schwestern gehört – er hörte sie nur, sie waren fort, wenn er sich wandte –, bei Nacht aber,

wenn er sich, wie ein Bündel, irgendwo hingeworfen, ihre Dolche in seiner Brust, ihre Vipern um seinen Hals, ihren giftigen Atem über seinem Gesicht gespürt hatte, schlaflos bis zum Morgengraun, wo sie schwanden, – am siebenten Abend taumelte Orest eine Treppe hinauf und brach oben an etwas Kaltem und Steinernem zusammen. Als er nach langer Zeit wieder zu sich kam, gewahrte er, daß er im Eingange eines Tempels lag, eines großen, dämmrigen Raums hinter einer Säulenreihe, der wie eine leere Höhle, wie eine Lichtung in Wäldern von unzählbaren, grauweißen Säulen lag, zwischen denen Gänge erschienen; Säulen, riesige, breite, stumme, bedrohliche, ernste überall, aber in der Mitte der hohen Halle, auf einem schlichten Postament, stand einsam die kleine Statue des Gottes aus dunklem Silber, der ein junger Mann in einer knappen Toga war. Sein Antlitz war im Dunkel dort nicht mehr zu erkennen, deutlich jedoch die beiden kleinen Vogelflügel an seinen Schläfen. Es war der Gott des Schlafs.

„Orest, Atem schöpfend, sah jetzt nach draußen aus dem breiten Tor, an dessen einem Pfeiler er lag. Dreimal vier, lang hingestreckte und flache Stufen führten hinunter; drunten aber war nichts als die Ebene, die kahl war, baumlos, hügellos, glatt und grau bis zum Rauch des düstern, geröteten Abendhimmels. Aus dem Dunst der traurigen Ferne aber löste sich alsbald eine graue Gestalt, gerötet, wie in Blut getaucht, und schien zu kommen. Sie kam und hinter ihr ein grauroter Schatten, der ersten gleich, und ein dritter hinter der zweiten. Es waren die Schwestern, die so durch die schweigsame Abendebene

heranzogen, die an diesem Nachmittage der Wirbel seiner rasenden Füße hinter sich gelassen hatte, und er stöhnte leise, stand auf, und ihm fiel ein, daß hier eine Zuflucht sei, wie er es wußte aus den Legenden von Übeltätern, die er in seiner Kindheit gehört, – nun war er selber solch einer. Er sah, daß seine Füße blutig waren, und schlich mühselig bis zur Statue des Gottes, sah die blauen Augen aus Edelstein in dem dunklen, freundlichen, kleinen Silbergesicht, legte die Hände zusammen und bewegte die Lippen. Darauf schlürfte er eilig zur Türe zurück, und es gelang ihm mit seiner letzten Kraft, die großen Bronzeflügel einen nach dem andern zu bewegen und zusammen zu schlagen.

„Nun stand er im Finstern, schwankend auf unerträglich brennenden Füßen, todmüde, lechzend, sich irgendwo niederzulegen zwischen den Säulen. Im selben Augenblick jedoch, als er die schon zugefallenen Lider noch einmal öffnete, gewahrte er zu seiner Linken ganz fern einen Lichtschein im Dunkel. Wie es langsam heller wurde, sah er den Lichtkreis eines Lämpchens, den Schatten einer gehenden Gestalt, sah die ersten, dunkel droben aus dem Schatten der Wölbung auftauchenden Häupter der Säulen und sah bei aller Müdigkeit doch, wie schön und feierlich das war, wie links und rechts Säulenpaar um Säulenpaar aus der Nacht sichtbar wurde und hervortrat, dunkle Riesen erst, die alsbald rein und leuchtend wurden wie in weißen Gewändern, während schon neue Säulen dunkelten, bereit, hervorzutreten, und auch diese erglühten und strahlten, alle ernsthaft von droben herunterblickend auf die kleine weiße, daher-

wandelnde Gestalt, die zierliche Silberlampe in der linken, eine Schale von gleichem Metall leise blitzend in der rechten Hand.

„Jetzt, nahe dem letzten Säulenpaar drüben, blieb sie stehn, erhob die Hand mit der Leuchte, blickte zu ihm herüber und fragte – es war ein Mädchen – mit sanfter Stimme: Ist jemand hier? –

„Er machte ein paar Schritte, fast schreiend vor Schmerz, da die Sohlen am Boden klebten, und stieß ein paar rauhe Worte hervor. Das Mädchen zauderte, glitt dann herbei, hielt, da sie kleiner war als er, die Lampe gegen sein Gesicht empor, und er sah, welch mitleidige Augen sie machte. Du suchtest wohl Obdach? – fragte sie freundlich. – Er bemerkte seine, aus dem zerrissenen Mantel vorgestreckten Hände, die sie gerade betrachtete, die grau und gelb waren und schrecklich anzusehn, habgierig, und: Was für Hände! sagte sie ergriffen, und dein Gesicht ist auch so! und das schwarze Haar, wie verwirrt und zottig! Du mußt entsetzlich müde sein, und es ist noch so weit zur Stadt, fuhr sie fort, aber hier bist du ja recht im Hause des Schlafs. Ich bin eine Dienerin von ihm, erklärte sie errötend, hier hab ich die Milch für die Schlangen. – Es sauste ihm in den Ohren, er hörte nichts und stürzte zu Boden. Gleich kauerte sie neben ihm, setzte das Licht auf den spiegelnden Estrich, riß Streifen von seinem Mantel, löste die Riemen der zerfetzten Sandalen, wusch die Füße nach kurzem Zögern mit der heiligen Milch und verband sie. Schließlich nahm sie den Mantel unter ihm fort, rollte ihn zusammen und schob ihnunter seinen Nacken.

„Er richtete sich nun auf, starrte mit blöden Augen in das Licht, lachte ein wenig und fing an, sie zu sehn. Weißt du, wer ich bin? – fragte er plötzlich. – Nun, gleich, sagte sie, wenn ich dir nur helfen kann; du bist ein Armer jedenfalls, sagte sie. Er mußte in ihr ernstes, ruhiges Gesicht blicken, bemerkte, daß die Augen schön braun waren und auch das Haar, wollte sich wieder legen und hörte im gleichen Augenblick draußen Geräusch von Füßen und Stimmengewirr. Er sprang auf.

„Auch sie war aufgestanden und sah erschreckt, wie er dastand, gespannten Nackens, wütend, mit geballten Fäusten, wartend, lauschend mit Augen, Ohren, mit dem ganzen Leib. Dumpfe Schläge fielen gegen das Erz des Tors, er keuchte, Blut stieg ins Weiße seiner Augen, das Mädchen wich langsam, an seine Augen gefesselt, gegen die Tür zurück mit von sich gestreckten Armen und wiederholte mehrmals, angstvoll und eifrig versichernd: Niemand kommt herein! Niemand kommt herein! – Ist das gewiß? schrie er laut. Wie willst dus denn wissen? Weißt du denn, wer ich bin? Ich bin Orest! Weißt du, wer die draußen sind? Weißt du, was sie halten, sahst du ihre Dolche, ihre Fackeln, ihre Vipern? – Er brüllte. Herein! Kommt doch herein, ihr, wenn ihr könnt! Hört doch, ich bin drin! Ich, Orest, ich, der seine Mutter erschlug, ich! – Draußen erscholl Geschrei, die ehernen Flügel zitterten und bewegten sich, es krachte im Gebälk. Vor der im Lichtschein glühenden Erzwand stand das Mädchen, bleich, hinter sich ihren Schatten hochaufgereckt bis ins Dunkel, da die Lampe noch dicht neben den Füßen des Flüchtlings auf den Fliesen stand. Auf einmal kam

er mit stampfenden Schritten gegen die Tür vor, knirschend: Geh! sie sollen herein! ich bin das satt! ich will sie jetzt packen, ich will hier mit ihnen die Treppe hinunterkollern wie ein Knäuel von Panthern und Schlangen! – Das Mädchen packte seine Hände und rang mit ihm, er schleuderte sie weg, doch sie kam wieder, warf sich an ihn, umschlang ihn, sie keuchten, schließlich erlahmte der Mann und fiel langsam zusammen, während sie mit fliegenden Gliedern zur Tür zurückjagte, sich gegen die Fuge in der Mitte preßte, schlank wie ein Baum, als wollte sie hinein, sie zu verstopfen. So glitt sie langsam auch zu Boden und hockte dort, großäugig.

„Nur die Stöße seines Atems waren hörbar, auch draußen war es still. Ruhig stieg die vorher hin und her gescheuchte Flamme der silbernen Leuchte. Plötzlich aber sank sie in sich zusammen, wie auf Befehl, zu einem roten, glimmenden Funken, und während ein unendlich leises Flügelrauschen durch die Finsternis hinzuschweben schien, sank von hoch oben eine ernste, klare, langmütige Stimme hernieder und verhallte in alle Fernen des Hauses:

Schlaf, Mensch, so schlaf! Auch die Verfolgerin,
Auch die Erinnye schläft.

Wieder war alles still. Orestes lag ausgestreckt, so lang er war, die Arme überm Kopf fortgeworfen. Da schien das Tor sich zu bewegen, das Mädchen sprang auf und eilte zu ihrer Lampe, die einige Pulsschläge lang wieder in ihrer früheren Größe aufgerichtet stand, aber nun langsam erblaßte, denn die Torflügel falteten sich langsam auseinander, und draußen war das Mondlicht. Da war die Treppe, breit und schneeweiß, die Ebene, schattenlos,



Philipp Hackert: Ruine einer Brücke

dunkel und doch erhellt vom unsichtbaren Mond in der Höhe, und jetzt sah Orest, das Haupt erhebend, daß neben der ersten Säule der Vorhalle über den Stufen eine dunkle Gestalt im Schatten hockte ganz still; und als er hinunterblickte, entdeckte er eine zweite mitten auf der Treppe, ruhend wie eine Schlafende, ganz unten aber die dritte, hell im vollen Licht, in sich gesunken, im Schlaf.

„Orest stützte sich auf die Arme und stand auf. Sein Gesicht zuckte, als ob es in Weinen zerbrechen sollte, sein Haupt schwankte, er ging mit schweren Schritten zur Statue des Gottes und sank dort hin, den Rücken gegen das Postament gelehnt. Stracks durchdrang unbeschreibliche Müdigkeit magisch seine Glieder; sie lösten sich auf in Wonne der Schlaftrunkenheit, ein sanftes Prickeln bedeckte seine Seele wie ein vergehender Schaum, – so verging sein Leib. Er schluchzte tief, er sank tiefer in sich, er öffnete noch einmal die Lider, als müsse irgendwo etwas sein, nach dem noch hinzublicken sei, doch sah er nichts mehr als einen nächtigen Lichtschein, dann – ging ein Schritt? rauschte Gewand? – nur noch Finsternis, aus der eine Schattengestalt von fernher zwischen dunklen Wänden nahte und stillhielt. Er erkannte zwei dunkelsilberne Fittiche, zwischen ihnen den Schatten eines braunen Antlitzes und ein bläuliches Lächeln von Augen. Da fielen ihm die seinen zu, und er schlief."

Jason schwieg. Im Zimmer stand jetzt die Dunkelheit, nur im höchsten der offenen Vierecke war der noch helle Himmel zu sehn; die Bäume rauschten im Dunkel unsichtbar; vor dem Fenster waren die lichten Gesichter

der drei, ganz weiß das Jasons mit den schwarzen Flecken der Augen, ein wenig dunkler das Esthers, Margas ganz matt, kaum sichtbar über den andern. Wie Jasons Hände im Schoß ausruhten, so auch Esthers linke, während ihre rechte die Hand der Freundin gefaßt hielt, die über ihre Schulter herabhing. – „Soll ich Licht machen?" fragte Marga nach langer Zeit. Niemand antwortete. Aus dem Hintergrund scholl ein leichtes Pochen; der Maler klopfte seine Pfeife aus. –

„Es ist doch nicht zu Ende?" fragte Esther.

„Ich weiß nicht." Jasons Schultern bewegten sich. „Das Antlitz der Eumenide erzählt eigentlich nicht mehr. Oder doch?"

„Und wie kam das Mädchen in deine Geschichte?"

Der Maler sagte aus dem Dunkel: „Sie haben von Schlangen gesprochen. Verwechseln Sie das nicht mit Asklepios?"

„Vielleicht," erwiderte Jason leicht, „obgleich ich persönlich überzeugt bin, daß die Schlange auch dem Schlaf heilig ist wegen seiner heilenden Kraft. Überdies ist die Schlange dasjenige Tier, das fast immer schläft, und schließlich dachte ich mir auch etwas Besondres dabei. Wie geht es aber weiter?"

„Ich sehe noch etwas", fuhr er leise fort. „Ich sehe dies Marmorhaupt der Schläferin. Wer hat es gesehn? Der es gemacht hat, muß es gesehn haben, oder einer hat es ihm beschrieben. Orest vielleicht? Wann sah denn er es?" Esther schlug vor: „Morgens früh, als er weiterging."

„Sieh, Esther, was für richtige Sachen du denkst! Ja, da muß er es gesehen haben. Er erwachte vor Sonnenauf-

gang, erquickt und gestärkt. Die Ebene lag unter weißen Nebeln wie eine stille See, und –"

„Und das Mädchen, die Priesterin?" fragte Marga.

„Sie ist fortgegangen. Orest will nun gehn, spricht sein Gebet, da sieht er beim Hinaustreten, daß die Erinnyen noch dort sind und schlafen. Eilig will er vorüberschleichen und tuts, an der ersten, der zweiten, aber wie er unten bei der dritten angelangt ist, da ging inzwischen die Sonne auf, und er sieht ihr Gesicht, und daß sie braunes Haar hat, das ihn an andres Haar erinnert. Da bleibt er nun stehn und sieht ihr leise glänzendes Gesicht, wie ernst es ist, kaum lieblich und doch schön, die Brauen streng und groß, und daß sie unschuldig ist, wenn sie schläft, trotz der erloschenen Fackel neben ihrem Fuß, trotz des Dolches, den sie an die Brust drückt, und er kann sich nicht abwenden und redet leise Worte in die Höhlung ihres Ohrs, in den seltsamen Eingang zu der schlafenden, inneren Welt, indem er sich fragt, ob sein Flüstern wohl eindringe und drinnen zur Gestalt eines Traumes wird, die leuchtet, so daß die Wände der dunkelgoldenen Seelenhalle davon glänzen, oder vielleicht wie die freundliche Silberfigur des Gottes auf der Lichtung inmitten des dämmerweißen Säulenhains. Plötzlich – was erschrickst du?"

Esther, die leicht zusammengeschaudert war, schüttelte abwehrend den Kopf und sagte: „Nur die Fledermaus... nur weiter!"

„Plötzlich", fuhr Jason fort, „erblickt er den kleinen Kopf einer Viper, die, ins Haar versteckt, auch dort schlief die Nacht und nun hervorkommt bei der Wärme des Tages. Er wendet sich eilig und flieht."

„Und dann?“ fragte Esther.
„Dann bleibt er nach ein paar Schritten noch einmal stehn und dreht sich zurück und sieht, daß sie sich aufgesetzt hat. Sie hebt die Arme und lächelt zu ihm; ihre Augen, erst noch geschlossen, öffnen sich schlaftrunken, sie stammelt, ihr Gesicht glüht über und über vom Sonnenaufgang, er starrt hin, da sinkt sie wieder zusammen, fröstelt, tastet nach einem Gewandzipfel und entschläft.“

Es schien nun still bleiben zu wollen im Raum. Marga erhob sich, trat an ihren Ausguck und sah im Dunkel den Horizont besteckt mit den Lichtern der Stadt, darüber die ersten, weißlichen Sterne im Raum. Vernehmlich rauschte das Wehr in der Ferne.
Esther hatte ihre zusammengefaltete Stickerei wieder auseinander genommen, die Farben leuchteten noch matt im Finstern, sie strich glättend mit dieser und jener Hand darüber und sagte endlich:
„Ich sehe noch etwas. Da ist solch ein Wiesental, so bunt, wie dies hier am Tage ist, und – ich kann das nicht beschreiben, es ist etwa so wie auf Böcklins Bild, eine kleine blaue Quelle, die sich durch die Blumenböschungen schlängelt, herab von einem Hügel unter großen, schattigen Bäumen. Und dort liegt Orest und –“, sie stockte.
„Nun?“ mahnte Jasons unermüdliche Langmut, „was tut er dort? Ja, das weißt du nicht? Vielleicht meinst du, er wartet. Ja, am Ende wartet er.“
„Oder auch nur, weil es so schön dort ist . . .“, sagte Esther, mit einem kleinen Seufzer.

Über ihnen klang Margas immer noch ein wenig matte Stimme, doch sehr gütig: „Als ich von den Toten wiederkam, die ich doch schon so nahe gesehn, durfte ich auch wieder in den Garten, nach all den schlaflosen Nächten, und das war gut. Freilich," setzte sie mit dunklerer Stimme hinzu, „sie stehn immer hinter uns." Und fast hart: „Sie sind ja die Unentrinnbaren."
Eine Weile wars wiederum still, dann begann Jason:
„Ich glaube, daß er wartet. Er hat sich des Lächelns der Einen erinnert und beschlossen, sie zu erwarten. Er will sich zu ihren Füßen hinwerfen und bitten, daß sie ihn manchmal schlafen lassen. Er denkt, daß sie das nicht werden abschlagen können. Er fühlt sich so neu, kräftig und zu allem bereit, wenn nur etwas Hoffnung da ist.
„Und dann kommen sie nun. Ihm gegenüber ist der Tannenwald, aus dem der Weg hervorkommt, dem sie nahen, und die Jüngste geht voran. Er hält sich hinter einem Felsblock verborgen und sieht, wie sie nacheinander hervortreten und erfreut scheinen von der anmutigen Gegend. Zwei von ihnen legen sich im Tannenschatten ins Gras, aber die eine kommt bis zum Bach, kniet hin, legt Fackel und Dolch neben sich, bespiegelt sich und lächelt sich an. Da übermannt es ihn, und er tritt hervor.
„Wie er herabkommt, sieht sie auf und erschrickt. Sie greift nach ihren Waffen und erhascht den Dolch und springt auf, sieht ihn an, und da erkennt sie ihn nun; ihn, den sie ja zuvor nie, nur in jenem Augenblick des halben Wachens oder im Traum gesehn hat. Er sieht wohl schrecklich aus, in seinem grauen, zerfetzten Mantel,

mit dem wirren, schwarzen Haar und dem gelben, eingeschrumpften Gesicht, aber seine Augen strahlen seltsam, und sie muß lächeln und streckt wieder die Arme aus, seufzt und stammelt etwas und – was geschieht nun?

„Jetzt sieht er auf einmal alles schwarz umher werden. Schwarz jede Blume, schwarz das Gras, schwarz die Tannenwand, schwarz wie Marmor den Quell und schwarz den Himmel. Aus der Erde schauert es eisigkalt, und es durchschaudert sie. Sie windet sich seltsam, als werde sie unsichtbar ergriffen und nach unten gezerrt, ihr Lächeln, wie etwas Erdrosseltes, stirbt, sie öffnet die Lippen, will schreien, da fühlt sie, daß sie hinunter muß, sie verzweifelt, sie zuckt, da erblickt sie ihren Dolch, sie ringt sich noch ein Lächeln ab, erfaßt eine Strähne ihres braunen Haares, sie schneidet zu, sie trennt die Locke, sie wirft sie gegen sein Gesicht hin, das ihr noch glänzt. Langsam nun, blaß und blässer, wie ein farbloser Regenschauer, gleitet sie hinunter in den schwarzen Quell; ihre Füße, ihre Hüften, ihre Schultern verschwinden, noch schwebt ihr schmerzliches Gesicht, lächelnd mit einer späten Qual, über dem Schwarzen und erlischt darin.

„Hades rief sie hinunter. Sie hatte vergessen, wer sie war, vergessen den Haß und Tartaros, ihren Ursprung; da zog er sie zu sich herab. Und er –

„Er warf sich über die Stelle hin, wo sie versunken war, griff in die Flut und – nun, Esther?"

„Er faßte – er erfaßte die großen Büschel schwarzer Iris, die rund herum aufgeschossen waren, und –"

„Und es ward langsam wieder hell um ihn, alles ward wie vorher, dort aber, wo der Weg in die Tannenwand schwindet, haben sich die beiden Schwestern aufgestellt, gleichmütig, gegürtet, abwartend.
„Er aber, schwer aufstehend, gewahrt einen braunen Falter, rostrot glänzend im Sonnenlicht, der gegen ihn fliegt, seinen Mund berührt und zurückbebt und davon und wieder heran und über seine Stirn hin und wieder fort und noch einmal heran, einen Kreis windend um seine ausgestreckte Hand und jetzt fort, auf und nieder, hierhin und dorthin schaukelnd, den Weg hinab und zwischen den Tannen fort. Er aber, wie an einem goldenen Faden nachgezogen, folgt, ein wenig staunend, ein wenig lächelnd, sich vergessend. Er sieht die Schwestern dastehn, er will zwischen ihnen hindurch, er erschrickt, es stehen da zwei schweigsame Fichten links und rechts vom Wege, ernsthaft, auf ihn herunter sehend, dieweil vor ihm das rostrote Blatt in der Sonne im Tannengang leuchtet, und er folgt."

Obwohl Jason schwieg, schien es den andern, als halte er nur inne und bedenke die kommenden Worte. Schließlich fragte die Stimme des Malers aus dem Finstern: „Ist das alles?"
„Die Erinnyen sind ja fort", sagte Jason, während gleichzeitig Esther ein tief ungläubiges „Oh nein!" hervorstieß.
Jason schwieg und sagte nach einer Weile leise: „Kinder! Was denkt ihr denn nun?"
Esthers Gesicht, der weiße Schein davon, war verschwun-

den; an ihrer Stimme konnten die andern hören, daß ihre Hände davor waren; sie bat:
„Mach ihn heil, Jason! Die Wunden von ihren Dolchen werden wieder aufbrechen, und das Gift ... Mach ihn ganz heil!"
Und auch Marga erklärte mitleidsvoll: „Er war doch unschuldig. Daß er die Mörderin seines Vaters erschlug, das war fromm, und die Götter wollten es. Ich meine –," sie rang mit den Worten, „es gibt Sünde und Sühne, Bös und Gut, aber es ist nichts einzeln davon, eines wohnt immer im andern, und Orestes büßte lange und wurde schließlich befreit –, wenn ich mich recht erinnere ...", schloß sie zaudernd.
„Es kommt vor," hörten sie den Maler von fern, „wenn ich ein Bild machen will, daß ich meine, es müßten zwei gemalt werden. Nicht wegen der Stimmung in der Natur oder so, sondern –, etwa, wenn ich einen Kranken malen wollte, so müßte ich auch einen Gesunden machen, damit man sieht, was all das heißt. Allerdings," setzte er, sich räuspernd hinzu, „das darf nicht sein, obgleich ich mich einmal nur schwer entschließen konnte, denn", schloß er bedachtsam, „Kunst ist für sich und gibt Gesetze."

„Orest kam nun," fuhr Jason fort, als habe er allen Bescheid erhalten, „Orest kam nun am neuen Abend wieder zu einer Treppe und zu einem Tempel. Schön leuchteten sie beide von weit, Stufen, Säulenreihn und farbiges Dach, und der Weg war nicht gut gewesen, alle Wunden brannten wieder, auch die Füße, und oft mußte er stehen

bleiben, wenn er hinter sich das alte Zischeln und Raunen zu hören glaubte, auch begriff er nicht, weshalb er hinter diesem schaukelnden Blatt einherging. Nun aber sah er die Treppe und erkannte sie gleich, auch das Mädchen, das auf der untersten Stufe saß, gebückt, als betrachte sie etwas in ihrem Schoße. Wie er näher kam, schaute sie auf, und da sah er den Falter mit Heftigkeit gegen ihre Lippen fliegen, worauf er augenblicklich verschwunden schien. So ging er auf sie zu, die still saß und ganz wenig lächelte.

„Was tust du hier?" fragte er, indem er bemerkte, daß sie ihre Silberschale voll Milch mit beiden Händen im Schoß hielt. „Still!" sagte sie, „bleib ruhig stehn! Sie müssen gleich kommen." Und sie pfiff ganz leise zwischen den Zähnen. Alsbald raschelte es im Gebüsch neben dem linken Treppenkopf, und zwei Schlangen, so lang wie ein Arm jede, die eine dunkelbraun, die andre dunkelblau schillernd, kamen hervor, glitten herbei, kletterten links und rechts von der Sitzenden die Stufen empor und begannen von der Milch zu schlürfen. „Erkläre mir dieses!" sagte Orest.

„Dies", erklärte das Mädchen, „sind die heiligen Schlangen. Zwei Schlangen trägt der Gott des Schlafs, eine giftige und eine gute. Die giftige träufelt bösen Seim auf das Herz der Bösen, die gute aber ringelt sich über dem Herzen der Guten zusammen und macht es kühl."

„Oh," sagte er enttäuscht, „so gibt es doch Böse und Gute!"

„Jeder," sagte sie leise, „jeder ist jedes zu dieser und jener Zeit."

„Und eine von diesen ist also giftig?“ fragte er. „Diese nicht,“ sagte sie lächelnd, „sie stellt ja nur eine giftige vor.“ Orestes beugte sich, um die braune zu streicheln, da zückte ihr Kopf empor, und schon hing sie an seiner Hand. Schnell packt er mit der Linken in das Haar des Mädchens, bog ihren Kopf zurück und schrie: „Jetzt erkenne ich dich! Du bist –“ Da er einhielt, sagte sie leise, den Kopf zurückbiegend, um seinen Griff zu erleichtern: „Wer soll ich denn sein?“ Und während er noch, heftig atmend, die Zähne in der Lippe, in dies Antlitz starrte, das ihm gar zu ähnlich dem andern schien, das versank, hörte er sie, auf die Schlange deutend, flüstern: „Sieh doch, sie saugt ja!“ Plötzlich fühlte er eine rieselnde Erleichterung durch seine Glieder strömen; wonnig aufgelöst stand er und blickte auf das Tier herab, das von seiner Hand hing wie ein brauner Riemen, glaubte zu sehn, wie die Wunden seiner Füße sich schlossen, seine Brust sich schloß, und stammelte endlich, halb lachend, halb schluchzend, seine Worte von vorhin: „Erkläre mir dieses, Kind!“

Sie nahm seine Hand aus ihrem Haar, gab sie ihm zurück und sprach:

„Zwei Schlangen, Gastfreund, eine giftige, eine gute. Hast du nie gehört, daß alle Dinge verschwistert sind? Vielleicht war ich selbst eine Schwester und habs nicht gewußt. Ja, vielleicht bin ich eine Schwester von der, die du – sieh“, unterbrach sie sich.

Die Schlange, auf die ihre Augen wiesen, war heruntergefallen, lag einen Augenblick still, ringelte sich ein paar Schritte hinweg, rollte sich zusammen und lag in der

Sonne, blinzelnd. Die andre aber schlich herbei und legte sich schön darüber, so lang sie war.

„Ich glaube," schloß Jason mit Bedacht, „Orest konnte jetzt zu der Gottheit hineingehn, um zu zeigen, daß er rein war."

Lange Zeit saßen sie schweigsam. Dann hörten sie, daß der Maler aufstand und gegen etwas im Dunkel stieß. Und dann hörten wohl nur Marga und Esther Jason sprechen, kaum vernehmbar leise:

„Wenn wir jetzt Licht machen, und jemand, der vielleicht unten steht, sieht den sanften, grünen Schein unseres Fensters hier oben, der weiß nichts von den drei Gesichtern und von den Leben und den Schicksalen, die wir sind, sondern –" Seine Stimme erlosch, und als sie ihn gleich darauf wieder sprechen hörten, schienen es ihnen Verse zu sein, doch vernahmen sie, ein jeder in sich selber versunken, nicht mehr davon als eine ferne Musik ohne Worte. Bald darauf stand Marga auf, ging zwischen Esther und Jason hindurch zur Wand und drehte die Kurbel für das Licht; als es aufflammte, kniffen sie alle geblendet die Augen zu, und Esther sagte, die Handrücken gegen die Lider drückend: „Aber Jason, nun sind es doch vier Schwestern gewesen, davon drei böse und nur eine gut!"

Indem ging Marga schon durchs Zimmer, öffnete die Tür, wandte sich noch einmal, grüßte müde und gütig und verschwand. Auch Jason schien zu lächeln, sagte aber nichts, und so trat denn Maler Bogner, der älter war als sie alle, auf das Mädchen zu, legte eine Hand auf ihren Kopf und sagte freundlich:

„Das Gute, Esther, ist doch immer in der Minderzahl."
Sprachs, nickte und ging hinaus. Esther folgte still, als letzter Jason, der gute, der das Licht wieder löschte.

– –

Die Verse aber, die er gesprochen hatte, lauteten folgendermaßen:

O Nacht! o Tiefe! Drunten auf den Stufen,
Du weißt es, schläft die Eumenide nun ...
Noch ist die Gottheit leise anzurufen,
So wird dir, was du sehntest: du wirst ruhn.

Die Säule klingt; die dunkle Wölbung schwindet;
Gestirne wandern über Wäldern fort. –
Blick hin: Er steht schon längst im Dunkel dort,
Schlaf deiner Kindheit, der dich wiederfindet.

ALBERT VERWEY / VIER GEDICHTE

Nach allen Seiten glänzt mein Niederland
Gleich einem blumenreichen Gartengrunde
Mit blonden Hügeln in zärtlichem Bunde,
Und Äcker, prangend neben Silbersand.

Und wie mich Wind umspielt am Dünenrand,
Seh ich die Dörfer, glaub die Stadt gefunden
Und fühl das Meer mich und das Land umrunden,
Hör Wogen bäumend brechen auf dem Strand.

Und endlos hoch wölbt sich der neue Himmel,
Den jährlich Frühlingsfarb' und -Sang entfacht
Mit Spiel von Sonn' und Wolk' und Dampfgewimmel.

Und wieder thron ich ob der alten Pracht,
Aufs neu entzückt, auf meinem hohen Schemel,
Dichter, der ich mein Land das schönste acht'.

KIRCHE CHRISTI

I. JESUS

Im Kirchenfenster Heilige – blühend bunt –
Schweben zu Gottes und zur Mutter Thron.
Die Wolken sind den Füßen sichrer Grund,
Das Paar lockt sie ins Blau mit goldner Kron'.

Doch Gold und Blau und Wolk' und Paar sind dunkel –
Sie selbst gehn grau durch ihre farbige Nacht –
Wenn nicht von Sonne draußen Goldgefunkel
Bricht durch die Farben und in Wolken lacht.

So durch die Mär von Bildern und Gedanken –
Dir lieb – aus der an sich kein Leuchten winkt,
Glänzt sonnige Gestalt still ohne Wanken:
– Jesus – und das Gewölbe deines Herzens blinkt.

II. MICHAEL

Er stand im Niedergehn des Abends: gelb
Und grün umglühten traumhaft das Gehöft,
Das fahl verdämmernd vor der Neige lag.
Er stand im Dunkel des Gemachs, das Aug'
Nicht wendend nach dem einzgen Fenster, offen –
Ganz flüchtig nur – hoch ob der Erde, fern
Von Mensch und Haus, und wie ein Mondstrahl blinkt'
Aus schwarzer Wolk' von Kleid und Haar das Antlitz.
„Das Wort! Das Wort!" – Die Lippen murmelten.
„Sein Wort, gedeutet vom verlognen Volk

Als Buch der Lämmer – streitbar just wie keins –
O fänd ich Sprache, die das Volk versteh' – –."
Sie aber, die wie Mondschein war, der treibt,
– Silberne Einsamkeit – auf Berg und Meer –
Entfacht die Kerzen, die um Christi Bild
Huldigend standen, und im Glühen glänzten
Sie, reinste Jungfrau, Freud' auf heller Stirn,
Streitbar wie keiner, Gottes Feldherr, Er.

NOCTURNE

Verdämmert sind die Tage und die Nächte,
Drin ich nach Weisheit forschte und nach Frucht,
Und durch die Höhlen voll verborgner Prächte
Loht andre Glut aus jeder neuen Schlucht.

Gleich Gnomen, die durch Gang und Schächte schlichen,
Zum unterirdischen Aderglanz gebeugt,
So sank ich, bis die letzten Schleier wichen
Von Wundern, die uralter Abgrund zeugt.

Nicht mehr Unendlichkeit schaut prunkend nieder,
In Mütter-Mitte bricht der Strahl nun ein,
Nicht mehr Gewieg von fliegendem Gefieder,
Doch Herzgold schier und schwer gleich einem Stein.

NACHT VORM PANTHEON

Birgt dein Gewölbe, steinerner Koloß, das Grabmal
Der beiden:
In einem engen, blinden Gange nebeneinander
Frostig, finster und starr, die Gräber:

Dessen, der spöttisch das Tor zur Vergangenheit sperrte,
Dessen, der lebenslang Kind, Garten der Zukunft erschloß?
Funkelt Voltaire in dem Dunkel? Oder wellt im Düster verborgen,
Im Tränengeträufel und schimmernden Lächeln, Rousseau?
Horch: Mitternacht tönts aus dem Turm. Auf entfernterem Pflaster
Stirbt eines Pferdes Hufschlag und Schellengeläute nun aus.
Schlafen soll ich hier oben. Schlafen? Jahrhunderte schlafen
Wohl unten, doch ewig wacht, über den Zeiten, das Wort.

Übertragen von Paul Cronheim.

ARTHUR VAN SCHENDEL / AUS „DER BERG DER TRÄUME"

„NICHT ihr Bild, sondern sie selber," wiederholte er immer wieder flüsternd, während er den steilen Abhang des Hügels hinunterkletterte, er wollte nicht hinaufschauen, wo die Bilder waren, geradeaus spähte er, sie unausgesetzt heiß herbeisehnend, die Prinzessin, die er nie gesehen hatte und die ihm dennoch das Allerliebste war. In seinem Innern zitterte etwas Dunkles, vor dem ihm bangte. Kleine Geißblattranken, die von den Bäumen herabhingen, streiften seine warmen Wangen und erinnerten ihn an die Finger des kleinen Mädchens, dann lächelte er und fühlte sich erleichtert von der drückenden Hitze in seinem Kopf, von dem Trieb in seinen

Beinen. Aber er wollte sich nicht zerstreuen lassen und wich darum dem hängenden Laub aus. Und immer tiefer stieg er, bis sich die Helle des Lichtes völlig hinter einem Dunst verborgen hatte, und dort wucherten stellenweise die Pflanzen so üppig, daß er kaum darüber hinwegsehen konnte, er mußte bedachtsam gehen, um sich nicht darin zu verirren. Während er weiterlief, bald nach rechts, bald nach links, betrachtete er immer wieder staunend die reinen Formen und Farben der Blätter an den langen Pflanzen, niemals hatte er früher beachtet, wie schön die wachsenden Dinge sind. In kleiner Entfernung folgte Alfrade seinen Fußspuren, doch sah er sie nicht.

Und als er ein Weilchen ruhiger gelaufen war, aufmerksam da, wo der Boden sich senkte, den Weg suchend, schrak er heftig zusammen vor einem Schmetterling, der vor ihm aufflatterte. Es war ein brauner Falter, der in launischen Windungen näher kam und dann plötzlich wieder aufstieg, zartfarbig und behende, und in zitternder Erregung folgte ihm Reinbern, denn wenn seine Augen auch sahen, daß es nur ein Schmetterling war, so wußte er doch, daß es auch etwas anderes sein konnte, etwas Liebes in anderer Gestalt, wer konnte es nicht alles sein ...? Was gab er um die Gestalt, wenn sie es wirklich selber war? Und er forschte mit ganzer Kraft und Festigkeit seines Willens, und wirklich gewahrte er hin und wieder den Glanz ihrer Augen, die Güte ihres Lächelns, ihre Atembewegungen, dort, wo der leichte Schmetterling, die Atalante, vor ihm auf und ab taumelte. Heftiger bog er die Pflanzen zur Seite und lief schneller hindurch, so daß er oft nach seinem Hut greifen mußte, um ihn



Albrecht Dürer: Zeichnung

nicht zu verlieren. Obschon das klare Licht von vorher verschwunden war, sah er deutlich hin und wieder da, wo der Schmetterling gewesen war, ein schüchternes, sinnendes Gesicht, dann wurde ihm das Herz im Innern groß und warm, doch stieg immer wieder der leise traurige Gedanke in ihm auf, daß es ein Gesicht war, wieder ein Bild, dem er folgte. Und als dieser Gedanke ein paarmal wiedergekehrt war, fing er an zu schmerzen. Er blieb stehen. Und er dachte nach, so tief er konnte, und nun wußte er ganz gewiß, daß dies neue Gesicht, so sehr es ihn auch entzückte, nicht das der Prinzessin sein konnte und auch nicht das des Mädchens, das immer flieht. Es war das Gesicht eines Knaben. Er seufzte, er zögerte. Hinter sich an der Erde sah er ein Rosenblättchen liegen, das von seinem Hut gefallen war. Schnell hob er es auf. Die Rose wird verwelken, erinnerte er sich. Aber als er drüben noch mehrere liegen sah, bis weit zurück, fühlte er wieder, wie ihn die heimliche Trauer im Herzen durchbebte. Und ohne die anderen aufzusammeln, kehrte er sich um und lief weiter in der Richtung, in welcher der Schmetterling verschwunden war.

Auf einem Abhang, wo sich ihm wieder weite Aussicht über das Land bot, lag unter ihm im Schatten ein tiefes Tal, dort wuchsen hohe Bäume, und viele Blumen streuten sich farbig über die grüne feuchte Erde.

„Im Schatten muß ich suchen, dort, wo es dunkel ist," dachte Reinbern. Er sah Alfrade nicht, obgleich sie dicht bei ihm war und ihm bedeutete, still zu sein.

Bis über die Knie reichte ihm das üppige Gras, durch

das er hinabstieg, und dabei lauschte er der Stimme, die in seinen Gedanken summte, von der Prinzessin, von dem Mädchen, von allem, was er suchte, und von der stillen Berghalde, welcher er zueilte. An den Blumen ging er langsamer vorüber und blieb oft stehen, um sie gut zu beschauen, und dachte dabei: „Gewiß ist doch die Blume etwas anderes als die Form, die Farbe, die ich sehe." Und je aufmerksamer er ihr ins Herz blickte, dort, wo das verborgene Innere sein mußte, gerade über dem Stengel, um so deutlicher fühlte er in jeder Blume etwas von dem Wunder, das er suchte. Mit geschlossenen Augen streichelte er die Blume, und ganz leise, fast ohne es zu wissen, brach er den Stengel, um ihre Lieblichkeit dichter bei sich zu haben. So füllten sich bald seine Arme mit dem Duft der schmachtenden Vergißmeinnicht, der zarten Malven, mit zierlicher Winde, zitternden Glöckchen und Veilchen, die immer ihren innigsten Atem geben wollen. Und als er so viel Blumen gesammelt hatte, daß er die Hände nicht mehr ausstrecken konnte, um noch mehr zu pflücken, sah er sich nach einem Platz um, wo er sich hinsetzen konnte. Ganz in der Nähe hörte er ein plätscherndes Rauschen, und als er dorthin lief, entdeckte er ein schnelles funkelndes Gewässer, das schäumend über Steine sprang und tiefer stürzte auf andere Steine. Er lachte über die klatschenden sprühenden Töne, lief trippelnd umher und drückte den lichten Schatz fester an sich, denn in ihm war solche Sehnsucht, und es war niemand da, den er liebkosen konnte.

Doch schließlich, obgleich er noch zappelte und ungeduldig war, setzte er sich ans Ufer, die Blumen neben

und hinter sich, er wollte nun ungestört darüber nachdenken, was das Allerliebste war. Die Gedanken erzeugten sich so schnell und ungeordnet aus der Dunkelheit, daß er sie nicht auseinanderhalten konnte, sie waren wie die Tropfen, die an den Steinen aufspritzten, fielen sie in den Strom, so konnte Reinbern nicht mehr sehen, wo sie waren. Die Prinzessin war das Liebste, aber wie war die Prinzessin? Er wußte nichts von ihr als ihren Namen. Und das Mädchen, das immer flieht, war sie das Gesicht, das er im Walde gesehen hatte und dann noch einmal auf dem Hügel der Bilder? Oder war es das Knabengesicht, das dort erschien, wo der Schmetterling gewesen war? Sie mußte wohl sehr lieb sein, denn ihre Augen waren wie die seines Schwesterchens von damals, und das hatte er doch am meisten geliebt, er fühlte sich groß wie ein Mann, als er an sie dachte. Dann wurde es in seiner Brust so ruhig wie in einer Kirche, wenn die Lieder gesungen sind und die Sonne durch die Fenster scheint.
Drüben auf einem wiegenden Stengel von Schilf saß der braune Schmetterling. Guckte er auch, wohin das Wasser floß, und dachte er auch? Wonach mochte sich der Schmetterling sehnen?
Das kleine Mädchen glich auch seinem Schwesterchen, mitunter sah er es an ihren Haaren oder wenn sie die Hände bewegte, und manchmal hörte er es in ihrer Stimme, wenn sie flüsterte oder etwas sagte. Wonach er sich am meisten sehnte, das sah er in allen, die er liebte, das war allen gemeinsam, und das wünschte er sich, nur das.
Hinter ihm säuselte Alfrades Stimme: „In unendlichen

Dingen gibt es keinen Unterschied mehr. Die Prinzessin hast du nie gesehen, die wunderliche Psyche kennst du auch nicht, und die andere, an die du so viel denkst, siehst du nicht mehr. Auch das kleine Mädchen ist nicht mehr bei dir. Was du mehr als nur zu sehen wünschst und dicht bei dir haben möchtest, sind die Dinge, die kein Ende haben – o mein Kopf! Ich sehe dich, mein Knabe, und ich sehe das Wasser, das weiterfließt, und ich sehe drüben den Schmetterling. Der Schmetterling war einmal eine Königstochter, die nur sich liebte, sie wurde dann in einen Schmetterling verwandelt und sehnt sich nun immer. Wonach? Das Wasser strömt unaufhörlich. Wohin? Hier sitzt ein Knabe, der einsam in seinen Gedanken, in seinem Innersten sucht. Aber was?"

„Was? was?" flüsterte Reinbern vor sich hin. Er griff eine Blume, hielt sie dicht vor die Augen, weil es nur wenig Licht gab, und warf sie dann ins Wasser, das sie mit sich forttrug. So tat er auch mit den andern Blumen, mit einer nach der anderen, lächelnd, ohne zu zaudern. Als er der letzten nachgeblickt hatte und sah, wie sie verschwand, sagte er zu Alfrade mit festem, entschlossenem Blick:

„Es ist alles dasselbe, die Prinzessin oder sie, die flieht, die andere oder das Mädchen, ein Vergißmeinnicht oder ein Veilchen, es ist alles dasselbe, alles dasselbe. Nicht sie suche ich, sondern das Liebste, was in ihnen ist. Ferner, ferner muß es sein, in den Tiefen. Das Allerliebste will ich, weil es das Allerliebste ist. Ich muß."

Er stand auf, seine Augen glänzten. Ängstlich sah

ihn Alfrade an, sie kniete nieder und hob flehend die Hände.

„In den Tiefen ist Gefahr! O geh mit mir, ich werde dich zurückbringen zu den Orten voll Sonne und Musik, ich werde alles für dich finden, o geh nicht ins Dunkel!"

„Ich muß," antwortete er. Drüben auf der anderen Seite sah er den Schmetterling aufsteigen und übers Wasser flattern, nun lief er, hüpfend wie der Fluß, am Ufer weiter, denn der Boden war weich und senkte sich. Alfrade folgte.

Aber je weiter er vordrang, um so dichter und höher wurde das schwere, glänzende Gestrüpp, um so ferner und undeutlicher der Schatten. Doch wurde es ihm nicht schwer, am Ufer zu bleiben, denn er konnte die Zweige leicht zur Seite biegen, ohne die Augen von dem rauschenden Bach abwenden zu müssen. Dort trieb ein veilchenfarbener, dünner, warmer Dunst, auf dem ein gleicher Widerschein lag. Und wo der Dunst wieder verschwand, sah er auch im Wasser eine düstere satte Glut, ein blaues und violettes Funkeln war in den einzelnen aufspritzenden Tröpfchen, und das melodische Rauschen des Wassers klang wie ein fernes, undeutliches Rufen, so wie er es wohl mitunter vor dem Einschlafen hörte. Erschauernd blickte er auf. Dann sah er gleich darauf zur anderen Seite und nach den Bäumen links neben ihm. Und die Hand auf die Brust gepreßt, blieb er stehen. Die Bäume ragten so hoch, daß er durch das Gewirr von Zweigen die Wipfel nicht sehen konnte. Das gegenüberliegende Ufer war nur ein steiler Felsen, rauh und rostig, stellenweise mit schwarz glänzendem Moos bedeckt, und

oben darüber, ganz oben, hob sich die fahle Mauer über die Bäume. Ununterbrochen klang durch die stille Dämmerung das Rauschen des Wassers, als sänge ganz in der Ferne ein Chor bekannter Stimmen einen jauchzenden Gesang. In Reinberns Brust wurde es warm wie an einem schwülen Sommertag, wenn die Sonne im Laub brütet. Er streckte die Hand aus, um die Luft zu greifen, und sah erstaunt, wie schön und zart die Helle seiner Hand in dem Dämmerlicht schien.

„Dies ist die Tiefe," dachte er sehr still, ganz ehrfurchtsvoll. „Meine Hand ist leer. Aber sie ist so schön und lieb. Ist das, was ich suche, in meiner eigenen Hand?"

Und er hielt die Hand vors Gesicht und starrte sie an, seltsam bewegt, bebend. Plötzlich brachte er voller Entzücken die Hand an die Lippen und küßte sie. Und gleichzeitig fiel eine warme Träne darauf, und er seufzte in scharfem Schmerz: „O, hier ist es, in mir selber, und doch ist es nicht das!"

Es war dunkel, ein blaues Geflimmer irrte über Wasser und Felsen.

Und als seine Füße weiterliefen, fühlte er wieder das Liebkosen im Innern, er wußte nun, daß er etwas gefunden hatte und daß etwas von der großen Seligkeit auch in ihm selber wohnte. Er sehnte sich wieder danach, jemand zu sehen, Alfrade oder einen anderen, der wußte, was er wußte. Und mit einem Freudenruf blieb er stehen, als er mitten in dem dahingleitenden Bach auf einem glitschigen Stein über dem Schaum den Leperkuhn sitzen sah, mit einer Brille auf der Nase, eifrig an einem Läpp-

chen nähend. Das Männlein nickte, so daß sein Bart schüttelte, und sprach:
„Sie hat uns gerufen, hier sind wir. Wisse, was gut ist. Nicht ich bin es, aber jemand anders."
Und er bedeutete Reinbern, weiterzugehen.
Ein paar Schritte weiter entdeckte er, ebenfalls auf einem Stein, den Spillewiddel, der ihm mit beiden Händen zuwinkte und rief:
„Frag mich, wenn du nicht weiter weißt, allein kannst du nichts."
Und wieder ein Endchen weiter entdeckte er den kleinen Klopper, der wartete, während er nachdenklich mit einem Stöckchen im Wasser spielte.
„O," rief er, „vergiß nicht, andere vergessen dich auch nicht."
Die beiden kleinen Brüder, Mallabron und Zabulon, standen auch da und lächelten sich in dem trüben Licht an.
„Irren ist süß," rief der eine blinzelnd, und der andere sagte schlau mit hochgezogenen Augenbrauen: „Diese Richtung, wenn du irrelaufen willst."
Reinbern stapfte ruhig in der Richtung weiter, das hieß geradeaus. Und das schien gut zu sein, denn auf dem folgenden Stein rief Budde mit ehrlichem Gesicht und kurzer Gebärde ihm zu:
„Geradeaus, fürchte dich nicht."
Und der kleine Ruppel, dem er sich nun näherte, rief schon von weitem in hohem Ton:
„Ich werde die Freunde rufen, wenn es dunkel wird."
Dabei verschwand er in dem Dunst, der dort aufstieg, Reinbern konnte nicht sehen wohin.

Und der hübsche Robbe, der in seiner stolzen Haltung an den Hahn erinnerte, rief:
„Was du hast, ist alt, was du suchst, ist neu. Immer etwas Neues."
„Vorwärts, vorwärts," riefen Bivor und Bavor mit ungestümen Gebärden, und fern hinter sich hörte er die gütige Stimme des Leperkuhn:
„Wisse, was gut ist!" Das klang wie der ruhige Ruf eines Vogels über dem Rauschen des Wassers.
Die beiden letzten Männlein mahnten ihn zur Eile, und der Rat des ersten gab ihm viel zu denken. Was mußte er tun? Doch Reinbern zögerte nicht länger, er fühlte an dem Klopfen seines Blutes, daß er weiter mußte, und inzwischen wollte er trachten, zu wissen, was gut ist.
Immer leichter und schneller glitten seine Füße neben dem immer voller, tiefer glucksenden Wasser unten, trotz der glänzenden Finsternis, die so dicht wurde, daß er die Felswand kaum unterscheiden konnte und die schattenhaften Stämme der Bäume. Es mußte hohes, feuchtes Gras sein, durch das er ging, denn seine Beine waren bis zu den Knieen naß. Doch mutig lief er weiter, fest, unbesorgt; sein Kopf war warm.
Plötzlich blieb er stehen, zitternd und kalt. Er hörte einen Ruf, einen durchdringenden Ruf, der die ganze schwere Dunkelheit erfüllte. Lauschend wartete er, er wußte gewiß, daß nicht seine Ohren gehört hatten, sondern jemand in ihm. Und wieder klang der Ruf, eine volle Stimme, es war sein eigener Name, den er in diesem Lande noch nie gehört hatte. Er zitterte vor Erwartung, etwas Herrliches zu erleben. Dann sah er undeutlich einen Schein

an der Felswand aufglühen und darin die Gestalt eines Mädchens, das ihm mit dem Kopf zuwinkte. Und ihre Stimme säuselte wie ein verborgener Wasserfall, wie Musik in der Nacht.

„Wo die Sonne scheint, wo die Menschen wohnen, da soll Reinbern wohnen. Nicht der andere Knabe, den ich nicht kenne. Wo viel verloren, wird viel gefunden. Kinder werden finden, was er verliert, kennen, was er will. Später, o Zeit von später."

Und mit dem Kopf winkend, so daß ihre Haare sie umwogten, mit einem seligen Blick, als trüge sie ein Kindlein im Arm, verblaßte ihre Gestalt, und es wurde dunkel.

Bewundernd stand Reinbern, ohne sich zu rühren, in dem Gesäusel um ihn her. Seine Augen wurden groß, denn er sah mit einemmal, daß auch das Mädchen nach dem Allerliebsten suchte und daß sie mehr wußte als er. Sein Herz wurde weit vor Sehnsucht nach ihr, es war eine alte Sehnsucht im Herzen eines anderen, eines alten Reinbern.

Aus dem Holländischen übertragen von Hilde Telschow.

MAX PULVER / MERLIN

VIERTER GESANG

Der Gang zur Taufe

Sei froh, mein Sohn, sei froh, mein Kind,
Wir treten aus der Höhle Schwarz,
Wir gehn hinaus, wo Tannen sind. –
In Abendwärme dampft das Harz.
Schon sinkt das Licht herab und schmerzt
Nicht mehr die grauen Augen dein.
So geh ich weiter ganz beherzt

Tief in den blassen Wald hinein.
Die Höhle, wo dein Bettlein lag,
Die Felsenkluft, die dich gebar,
Und wo wir hausten manchen Tag,
Verläßt du nun auf immerdar.
Das goldne Kraut in deiner Hand
Pflückt' ich am Eingang dir zum Spiel.
Schon kriecht von jener Felsenwand
Die Nacht heran und macht uns kühl.
Hinab zur See, zum Küstenstreif,
Zum roten Licht auf rotem Stein,
Zum Kirchlein, das im Blütenreif
Dich grüßt aus hellem Apfelhain.
Schon streift dir manches weiche Blatt
Dein klein versonnenes Gesicht,
Indes der süße Mond sich satt
Am Himmel zeigt mit goldnem Licht.
Du greifst nach ihm, du lachst und reckst
Die runden Ärmchen nach ihm auf.
Er neigt und dreht sich wie behext,
Jetzt hält er still in seinem Lauf.
Er lacht und nickt dich freundlich an.
Wes Mächte sind in dir, mein Kind?
Du tust die Welt in deinen Bann,
Daß alle dir gehorsam sind.
Das Meer reicht seinen Perlenschaum
Mit lautem Jauchzen dir empor,
Ein Blütenregen fällt vom Baum,
Wenn ihn dein stiller Blick erkor.
Vor deiner Stirne neigt der Strauch

Sich grüßend wie vor Krongewalt.
Die Stürme wehen lindern Hauch,
Wenn nur dein seltsam Lachen schallt.
Die Schlange hebt vom Schiefergrund
Den trägen Leib und folgt dir nach.
Ein sanfter Ton aus deinem Mund
Lockt den Gesang der Vögel wach.
Und Tier und Pflanze dient dir gern,
Und Liebe zeigt dir jedes Ding
Wie einst dem Heiland, unserm Herrn,
Als er noch arm auf Erden ging.
Die Liebe weckt die Hölle nicht,
Des Satans Macht ist nicht so fromm,
Es war das reinste Gotteslicht,
Das mir aus dir entgegenglomm.
Des Bösen Tücke steht besiegt,
Von Engelsschwingen treu bewacht
Bist du, der mir in Armen liegt,
Warst du in deiner ersten Nacht.
In dieses Kirchlein tret ich ein,
Zum Altar, den das Grün umschlingt,
Der Jungfrau sollst befohlen sein,
Der Mutter, die das Heil durchdringt.
Nimm dieses Kind als Opfergab,
Gewähr ihm deine süße Ruh.
Daß ich ihn nicht verloren hab,
Das dank ich dir, das tatest du.
Es schlug dein Sohn mit seiner Macht
Zurück der Hölle finstern Schwarm. –
Blick nieder, wie er nach dir lacht,

Die Ärmchen hebt nach deinem Arm.
Gib ihm den Segen, wie dein Sohn,
Nimm ihn in deine treue Hut.
Zerstör in ihm der Hölle Hohn
Und mach ihn, hohe Jungfrau, gut;
Wend seine Kraft zu Geisteskraft,
Daß er in Demut Gott verehrt,
Daß, was der Böse in ihm schafft,
Zu reinem Willen sich verkehrt.

SIEBENTER GESANG

Nächtlicher Ritt

Wird es Abend in den Eiben,
Stehn sie schwarz mit kaltem Schimmer.
Nur die roten Beeren bleiben
Blutige Tropfen, glühn noch immer.
Stämme stehn wie dunkle Leuchten,
Schmale Nadeln knistern leise,
Tau beginnt das Moos zu feuchten:
Rüste dich zur Wunderreise.
Aus dem abendlichen Dämmer
Schwankt des Einhorns träges Schreiten.
Scheu verstummt das Spechtgehämmer,
Und ich darf das Reine reiten.
Weich und weiß sind seine Felle,
Blank das Horn an seiner Schläfe.
Lässig trägt mich seine Schnelle,
Die den Vogel überträfe.
Durch die Gründe, durch die Auen,
Durch die Gärten vor den Toren

Geht sein Huf und schweift mein Schauen.
Und ich sehe selbstverloren
Fremdes Leben sich entschleiernd,
Wahrheit nackt im Schlaf erschlossen
Heimlich Liebesfeste feiernd.
Traumschwer machtlos ausgegossen
Liegen Reue und Verbrechen,
Wälzt der Kranke wache Schmerzen.
Fluch, Gebete und Versprechen
Wehn aus unverstellten Herzen.
Und ich sehe in den Städten
Lichtlos finstern Dämon walten,
Und aus brausenden Gebeten
Engel schützend sich gestalten.
Magisch binden Mond und Sterne
Menschenschicksal, das sie zwingen.
Durch die Fesseln, aus der Ferne
Hör ich Gottes Freiruf klingen.
Wie das Meer in Flut und Senkung,
Wie der Saft in Eis und Lenzen,
Rollt die Welt in steter Schwenkung
Weisheitsreich in trunknen Tänzen.
Fremdes scheint mir lang verbunden,
Eignes wird mir unergründlich.
In mir bluten fremde Wunden.
Leben, Sterben faßt mich stündlich.
Glück und Elend streift wie Flocken
Meinen Scheitel, kaum empfunden.
Wissend, tief und unerschrocken
Strömt die Ewigkeit der Stunden.

ABENDSEE

Wir kämmten Wolken, Faun und Fee,
im Liebesspiel über Stern und See.
Nun hat uns Dämmer verschneit, Nebel gezweit,
im Leid vergilbt die Lilienzeit.

Neidwolken, herzschnappende weiße Wölfe,
aus Schaumtraum scheuchtet ihr mir die verspielte Tanz-
Mein Abendlied sinkt im See. [elfe.

Die wilde Nacht bespringt mein Reh,
die Sterne haben sich abgedreht,
Ödvogel weht sein „Spät, zu spät!"
Weh fühle ich, wie ich im Schnee
untergeh.

COYLLUR

Grenz ich an dich im Grenzenlosen?
Retten mich aus Todestosen Mädchenrosen?
Ihr Küsse fern, wild ringend Kosen
– steht schon still die Liebesuhr?
Coyllur!

O, wie warst du traulich-gut!
Die, ein Kind, bei mir geruht,
Gift vergällte mein Herzblut,
seit dein Schweigen mich durchfuhr,
Coyllur!

Nacht um Nacht ich nie entschlief,
wochenewig tränkte mich kein Brief.

auf eine Karte wartend tief
meiner harrte harte Kur,
Coyllur!

Wort starb mir im toten Hain.
Bei Wasser, Tinte, Blut und Wein
dacht ich dein.
Jenseits der Zeit zersehnt die Seele sich dein Troubadour,
Coyllur!

FERN

Hunden, die zur Tränke gehen,
erschallt des Wassers tröstliches Geriesel,
wonach ihr Herz begehrt.

Irrlichter im Dunkeln munkeln,
Flirrwische sich freundlich befunkeln
unbeschwert.

Der Wanderer wankt krankenhaft.
Ohne Schimmer wimmert ihm das Zimmer
Gefangenschaft.

Still will er sich leibentquälen,
sieht, wie im See die Wellen sich vermählen
liebeglucksend.

Sieht in Frieden Knecht und Mägde beieinander liegen,
schmiegsam schnäbelnd sich in Himmel wiegen
gottbedacht.

Sterne sieht er selig ihren Saal beschreiten,
muß ins Leere seine armen Arme weiten
im Sack der Nacht.

AUGUST VERMEYLEN / ALLERLEI HÄCKSEL
ÜBER GEBILDETE LEUTE

FÜR Euch, Ihr gebildeten Leute, will ich heute etwas schreiben. Es ist wahrhaftig keine edle Arbeit, aber Euer ewiger Kehrreim über „erfreuliche" Literatur geht einem auf die Nerven; überall begegnen wir jetzt in den Spalten unserer Zeitungen, an allen Ecken unserer Zeitschriften Euerm weisen Antlitz; und Euer eingebildetes Gegacker, Eure solide Unwissenheit, Eure joviale Beschränktheit werden zu aufdringlich. Darum diese mutwilligen kleinen Gedanken.

Gebildete Menschen sind von der Kunst am weitesten entfernt, sie haben mit der Kunst nichts gemein.

Wir leben in solch einem Ozean von Lügen, daß wir fast die Lügen für Wahrheit halten. Wenn gebildete Menschen ihren Mund auftun, so entrollen ihm lange Bänder von Lügen oder abgelebten, glitschigen Wahrheiten. Sie haben den ganzen Mischmasch des modernen Geistes aufgelesen. Sie sind die viel wissenden Pontifices, sicher und ruhig verankert in der Gesellschaft von heute, die behäbig und zufrieden lächelnden Philister, die organisch und selbstverständlich in dem leben, was Flaubert einst „la charognerie contemporaine" nannte. Die Lüge wohnte unter Euch, Ihr gebildeten Leutchen: Ihr seid nicht frei; Ihr seid die fleischgewordene Lüge. Mit Kunst habt Ihr nichts zu tun. Die monströse Ketzerei: der offizielle Unterricht (Programme, Gesetze und Rute usw.) hat die Schulmeisterseelchen erzeugt; der Unterricht hat die Persönlichkeit erwürgt, alles Jugendliche,



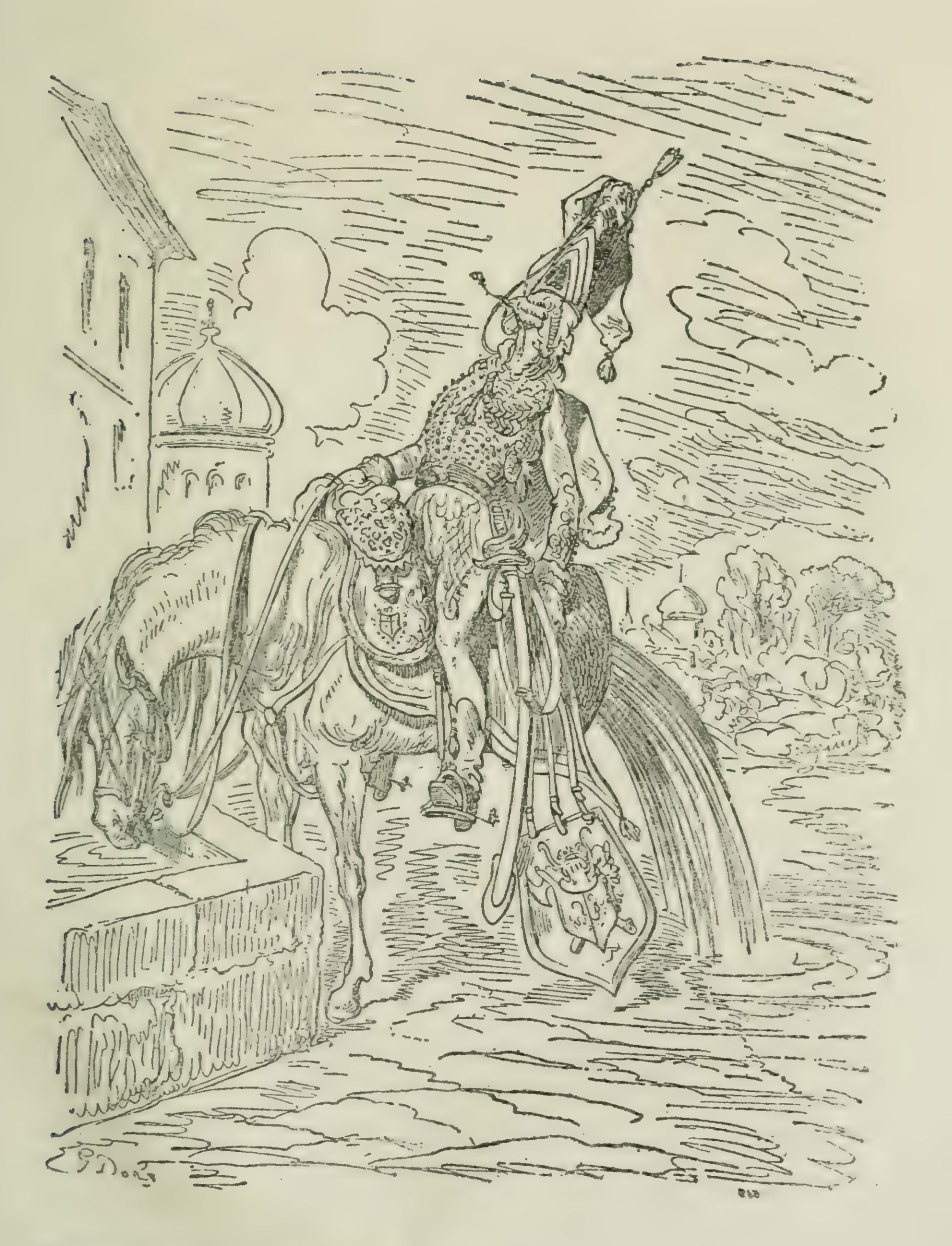
Ferdinand Cortes

das auf eigenen Füßen steht, unterjocht, das selbständig Gesehene und Selbstgefühlte, alles lebendig Gedachte, das in einem Kindergeist aufsprießt, zertrümmert (denn Wahrheit muß notwendig Empörung sein in unserer Zeit). Und die gebildeten Menschen sind weise, denn sie kennen das Mysterium nicht mehr. Kulturmenschlein, dies möchte ich Euch hinter die Ohren schreiben und in Euer Gehirn festnageln: Ihr seid die rationalistischen Hohenpriester der zahmen Mediokratie, die glauben, das Recht zu haben, über alles zu sprechen, ohne irgend etwas gründlich zu kennen. Ihr habt eine Ahnung von vielen Dingen, aber das eine, was Euch zu wissen nottut, wißt Ihr nicht mehr. Das hat Euch von der Kunst entfernt. Ihr habt mit der Kunst nichts zu schaffen.

Stets haben sie den Mund voll mit Worten wie: Wahrheit, Natur, Natürlichkeit und was weiß ich alles.

Lieber Gott! Sie sind wahrhaftig die unnatürlichsten Erzeugnisse des Groß-Absurden. In ihrem Geist wachsen all die schmutzigen, krummen, knolligen Schmarotzer der Konvention, die weichen und fettfleischigen Kakteen der Binsenwahrheiten, die sauer und garstig riechenden Pilze der Klischees; aus der aussätzigen und feuchten Fonguskruste der Dogmen kriechen die zahllosen Lügen hervor, umrankt und umfangen vom Filzkraut der Formeln. Und überall ranken die Lianen der Gemeinplätze; und schaut, da kommen zum Schluß: schwammig, knubbelig, bleiweiß, stinkend, mit Warzen, Nesseln und Pickeln das Geschlecht der ungezählten und vielfältigen Vorurteile. In ihnen ist das natürliche Gefühl tot, sie

haben den Sinn für das Wahre verloren. Für sie ist das Wahre: das Hergebrachte, das Konventionelle, und nur das ist ihnen natürlich, woran sie gewöhnt sind.
Das Durchbrechen der Überlieferung ist eine Entheiligung. Sehen sie etwas Ungewohntes, dann lachen sie. Arme Einfaltspinsel.
Was sie Kunst nennen, ist der blindeste Realismus oder, wenn sie sehr gebildet sind, das Kunstgetue der heranwuchernden Dilettanten und Dekadenten.
Wer noch rein sieht mit Kinderaugen und die feinsten, tiefsten Empfindungen gradeaus und natürlich wiedergibt, wer im vollsten Sinne des Worts ein Mensch ist, der bleibt eine Apokalypse.
Grade weil wir eine natürliche, wahre, frisch-gesunde Kunst wollen, wiederholen wir es Euch, o gebildete Herde: Ihr habt nichts mit der Kunst zu schaffen.
Es gibt eine Sorte von gebildeten Menschen – die allergefährlichste –, die immer zustimmend mitläuft, sich hinter der Vorhut derer hertrollt, die energisch für die lebendige Kunst kämpfen wollen. Diese zeigen eine Vorliebe für das Moderne, finden das Außergewöhnliche „interessant", ja sie glauben sogar von Zeit zu Zeit, daß es ihre Pflicht ist, begeistert zu tun. Aber dann ist es, als ob ein alter, gerippenhafter Mietsdroschkenklepper – zur Erinnerung an flinke und frische Jugend! – mutwillig den Wind aufschnauft (von wo kommt er?) und davonklappert und zehn Meter weiter stillsteht, lendenlahm und jämmerlich jappend.
Nein, wenn sie sich einmal mit fortreißen lassen, dann ist ihre Leidenschaft wie ein Streichhölzchen, das so-



Gustave Doré: Holzschnitt zu „Münchhausen"

fort verglimmt. Und nie entdecke ich in ihnen einen mitleidslosen, unverrückbaren Haß für alles Mittelmäßige. Sie stehen der Kunst unendlich fern! Alles um sie herum und in ihnen ist zweiten Ranges. Wir kennen die matten Bücher, die sie anpreisen, die skandalöse Bühne, die sie verhimmeln. Sie sind mittelmäßig in Theorie und Praxis, mittelmäßig in ihrer Ästhetik, zum Übelwerden mittelmäßig in ihrer Tugend und ihrer weichen, verdrießlichen Untugend. Sie sind weder im Guten noch im Bösen groß. Und was sie auch behaupten mögen, Ehrfurcht vor der hohen Kunst haben sie nicht. Vor allen Dingen sind sie „badauds", die auf den breiten Wegen der Literatur herumgaffen. Mit demselben Maß messen sie Vondel und die Dezember-Revuen der kleinen Theater. Ihr, o Gebildeten, Ehrfurcht vor der hohen Kunst? Ach, gebt doch zu, daß die Pöbelhaftigkeit der Politik Euch weit mehr anzieht. Ihr lest tagtäglich dieselben Zeitungen wie das Gesindel. Entfernt Euch von der Kunst!

Ihr lebt in einer andern Welt als die Dichter, wenn man es leben nennen kann, das Dasein von jemand, der nicht nach dem Ewigen trachtet. Ihr habt vielleicht in einer fernen Vergangenheit gelebt, aber mit jeder Stunde sterbt Ihr mehr ab. Eure Worte hallen einen Augenblick wider in Eurer Scheinwelt, und dann? Wind bläst durch tote Bäume, die Zweige bewegen sich und scheinen zu leben, einen Augenblick nur; zahllose Schritte durchwühlen mit verworrenem Rascheln dürre Blätter, dann stirbt das Geräusch ab, und alles ist wieder vergessen.

Eure Worte begegnen nie den Worten der Dichter. Sie leben nicht in dem hohen, dem einzigen Leben, es sind

tote Worte. Und Ihr alle, Ihr seid Tote. Ihr seid die Menge, von der Mallarmé einst sagte: „Elle aura, dans tous les sens de la fureur, exaspéré sa médiocrité sans jamais revenir à autre chose qu'à du néant central." Ihr seid die Sprecher des Nutzlosen, die Schöpfer des Nichts.

Und für Euch, Ihr gebildeten Leute, sollte der Künstler sprechen? Seht, ehrlich gestanden: wenn ich nicht etwas für mich selbst schriebe und auch um der Kunst willen, um das Schöne, das höchste Geheimnis in sich – wenn ich nicht schriebe, so wie andre beten – dann würde ich doch noch lieber für das Volk schreiben, für die intuitiven Seelen, die rauhen Hirne, für die Geringen, für die Kinder.

Flämisch geschrieben 1894.

DIE WANDERUNG ELIAS MIT BAR LEVAI

DER Meister R. Josua, der Sohn Levais, fastete viele Tage und betete zu seinem Schöpfer, er möge ihm Elia, seinem Andenken Heil, erscheinen lassen. Da trat Elia ihm entgegen und ward ihm sichtbar. Er sprach zu Josua: Wünschst du etwas von mir? Ich will dein Begehren erfüllen. Josua erwiderte: Mich verlangt danach, mit dir zusammen zu wandern und dein Wirken auf Erden zu schauen, damit ich für mich Nutzen erfahre und durch dich großer Weisheit teilhaftig werde. Darauf sprach Elia: Du wirst das, was ich tue, nicht fassen können, und du wirst mich darum bedrängen, dir die Gründe für mein Handeln und Verfahren jeweils aufzudecken. Josua aber

sprach: Mein Herr, ich will dich um nichts fragen und dich nicht in Versuchung bringen, auch will ich dir keinerlei Beschwerde verursachen; ich will allein deinem Tun und Treiben zusehen und sonst nichts mehr. Also machte Elia mit Josua aus, daß er ihn nicht weiter begleiten dürfe, falls er ihn auf ihrer Wanderung nach den Beweggründen seines Tuns ausfragen würde.

Hierauf machte sich Elia gemeinschaftlich mit bar Levai auf den Weg. Sie kamen in das Haus eines armen und bedürftigen Mannes, der nichts besaß als eine Kuh; diese stand auf dem Hofe. Der Mann saß mit seinem Weibe vor dem Tor, als sie die Wanderer kommen sahen. Sie gingen ihnen entgegen, boten ihnen den Friedensgruß, freuten sich ihrer Ankunft und wiesen ihnen den besten Platz als Herberge zu. Danach trugen sie auf, was an Speise und Trank im Hause war. Elia und Josua aßen und tranken und blieben über Nacht. Als es Morgen wurde und die beiden aufbrechen sollten, sprach Elia ein Gebet, wonach die Kuh ihrer Gastgeber tot hinfiel. Das sah R. Josua, und er ward voll Verwunderung darüber; die Sinne vergingen ihm schier, und er sprach bei sich: Das also sollte der Lohn dieses armen Mannes sein für die Ehre, die er uns erwiesen hat, daß ihm seine Kuh, sein einziges Besitztum, genommen wurde? Und er sprach zu Elia: Mein Herr, warum hast du das Tier dieses Mannes getötet, der uns doch mit Ehrfurcht empfangen hat? Elia erwiderte: Gedenke der Übereinkunft, die zwischen mir und dir stattgefunden hat, und daß du auf dich genommen hast, zu schweigen, stille zu halten und keine Einwände zu machen, es müßte denn sein, daß du von mir scheiden

wolltest; dann bin ich bereit, dir alles zu sagen. Da ließ Josua vom Fragen ab und redete nicht mehr.

Sie zogen weiter den ganzen Tag und kamen, als es Abend wurde, in das Haus eines reichen Mannes; dieser wandte sich ihnen nicht zu und tat nichts, um sie würdig zu empfangen. Also saßen die Gäste da ohne Speise und ohne Trank. Das Haus dieses reichen Mannes hatte eine Mauer, die baufällig war, und der Wirt war damit beschäftigt, sie instand zu setzen. Als es Morgen wurde, betete Elia, und die Mauer wurde wieder aufgebaut. Danach machte sich Elia mit seinem Begleiter auf. Da wuchs die Trauer und die Bestürzung im Herzen Josuas über das, was er Elia tun gesehen hatte. Er bezwang in sich jedoch die Begierde, den Seher nach der Ursache seiner Handlungen zu fragen.

Also wanderten sie weiter zusammen. Als der Abend heranrückte, kamen sie in ein großes Bethaus. Die Bänke darin waren aus Gold und Silber, und jeder der Teilnehmer saß auf dem Platze, der ihm seinem Ansehen und seiner Würde nach zukam. Als sie die Wanderer hereintreten sahen, sprach einer von ihnen: Wer will diese Nacht die zwei Bettler speisen? Ein anderer erwiderte darauf: Es genügt für sie das Brot und das Wasser, das hierhergebracht wird. Elia und Josua warteten, aber niemand achtete ihrer, wie es sich wohl gehört hätte. Also blieben sie bis zum Morgen im Bethaus sitzen und übernachteten daselbst. Als der nächste Tag anbrach, standen sie auf und wollten ihre Reise fortsetzen. Da sprach Elia zu den Männern: Der Herr lasse euch alle Stadtälteste werden! Danach zog er mit seinem Gefährten

weiter. Zu Josuas Betrübnis kam nun eine neue Betrübnis hinzu, er sprach aber nicht darüber.
Als die Sonne sich dem Untergang neigte, kamen die Wanderer nach einer andern Stadt. Hier eilten alle Bürger mit großer Freude ihnen entgegen, wie sie sie nur kommen sahen; sie empfingen sie mit wohlwollendem Gesicht und ließen sie in dem schönsten Hause der Stadt Herberge nehmen. Also aßen die beiden Gefährten und tranken und übernachteten in Ehren. Des Morgens darauf betete Elia und sprach zu den Leuten: Der Herr lasse unter euch nur einen zum Haupte werden.
Als nun Josua diese letzten Worte vernahm, konnte er sich nicht mehr halten, denn er vermochte nicht allem, was Elia tat, ohne Widerrede zuzusehen, und er sprach zu Elia: Nun mußt du mir deine Geheimnisse aufdecken. Elia erwiderte: Wenn du gewillt bist, dich von mir zu trennen, so will ich dir alles erklären und dir die Gründe meiner Taten darlegen. So wisse denn: dem Manne, dessen Kuh ich tot niederfallen ließ, sollte an diesem Tage die Frau sterben. Deshalb betete ich, daß die Kuh anstatt der Frau als Sühnopfer hingenommen werde; durch diese Frau sollte dem Manne noch Gutes beschieden werden und viel Nutzen erwachsen. Jener Reiche wiederum, dessen Mauer ich aufgerichtet habe, hätte, wenn er sie selbst von Grund aus befestigt hätte, darunter einen großen Schatz von Gold und Silber gefunden; um das zu verhindern, habe ich ihm diese Arbeit abgenommen. Aber auch meine Mauer wird in Bälde einstürzen und wird dann nicht mehr aufgebaut werden. Den hartherzigen Männern im Bethaus wünschte ich, daß

sie viele Häupter und Fürsten über sich haben sollen, denn das ist ein Unglück und führt zu Uneinigkeit, wo es gilt, zu ratschlagen und Vorsätze zu fassen; jeder Ort, der viele Herren hat, wird zerstört, verderbt und verwüstet. Den Gerechten aber, denen ich nur ein Haupt wünschte, wird mein Gebet zum Guten ausschlagen; ihr Gemeinwesen wird gestärkt werden, denn alle Meinungen werden bei ihnen zu einer Meinung verschmelzen; der Geist der Zwietracht wird unter ihnen nicht aufkommen, und ihre Beschlüsse und ihr Vornehmen werden nicht umgewandelt werden. So heißt es auch in den Gleichnissprüchen: Wo viele Steuermänner sind, sinken die Schiffe auf den Grund. Wiederum aber heißt es: Unter eines Herrn Schutz bevölkert sich eine Stadt.

Und zuletzt vermahnte Elia den Josua und sprach zu ihm: Nun scheide ich von dir, und so will ich dich lehren, was zu wissen dir frommen wird. Siehst du einen Gottlosen, dem die Stunde hold ist, so laß dich von deinem Trieb nicht verleiten und werde dadurch nicht unsicher, denn das Glück bringt ihm doch nur Unglück. Siehst du hinwieder einen Gerechten, der sich plagt und in Kummer dahinlebt, der sich schwer müht, hungrig, durstig und nackend umhergeht, der große Not leidet oder von Schmerzen heimgesucht wird, so gerate nicht in Zorn darüber, dein Inneres walle nicht auf, und dein Herz verführe dich nicht dazu, deines Schöpfers Walten in Frage zu stellen, sondern heiße ihn gerecht, wenn du urteilst und nachdenkst, denn Gott ist gerecht, sein Gericht ist wahr, und seine Augen wachen über dem Tun des Menschen. Wer kann ihm sagen, was er zu

tun habe? Alsdann bot Elia Josua den Friedensgruß und ging seines Weges.

MIRJAM MIT IHREN SIEBEN SÖHNEN

UNSERE Lehrer erzählen:

Zu einer Zeit, als Israel seines Glaubens wegen verfolgt wurde, lebte ein Weib mit Namen Mirjam, die Tochter Tanahums, welche Mutter von sieben Söhnen war. Der erste wurde ergriffen, und man sprach zu ihm: Diene den fremden Göttern. Der Jüngling erwiderte: Ich will kein Verräter meines Herrn sein. Alsbald wurde er in einen Kessel voll kochenden Öls geworfen. Nach ihm wurde der nächste Sohn der Mirjam festgenommen, und man sprach zu ihm: Bezeuge diesem Abgott deine Ehrfurcht. Aber der Knabe antwortete wie sein Bruder: Ich begehe keine Untreue an meinem Gott. Da verfuhr man mit ihm, wie man mit seinem Bruder verfahren war. Ebenso erging es dem dritten und dem vierten und allen Söhnen Mirjams. Nun blieb noch der jüngste übrig, und man sprach zu ihm: Komm und fall vor diesem Gotte nieder. Da sprach der Knabe: Ich will meine Mutter befragen. Und er kam vor seine Mutter und sprach zu ihr: Sage an, soll ich vor dem Götzen niederknien oder nicht? Darauf entgegnete Mirjam: Willst du, daß deine Brüder allein, ohne dich, im Schoße Abrahams ruhen sollen? Alsbald kehrte der Jüngling zurück und weigerte sich, dem Götzen Ehrfurcht zu erweisen. Da nahmen ihn die Henker und ließen ihn desselben Todes sterben, den seine Brüder gestorben waren. Danach wurde Mirjam, die

Mutter der Söhne, ergriffen und gleichfalls getötet. Der Herr aber sprach: Dereinst wird sie sich ihrer Kinder noch erfreuen! *Aus dem „Born Judas".*

EIN GEDICHT VON GERHARD MOERNER
(GEFALLEN 1917)

LIEBT MICH – LIEBT MICH NICHT

Liebt mich – liebt mich nicht –. O dunkle Margerite,
Der ich fragend Blatt um weißes Blatt entwinde,
Sagst du mir, daß mich der junge Tod entbiete,
Erste Wiesenblume, die ich liebend finde?

Brech ich dich so früh? Wird er mich frühe brechen?
Pflück ich Blätter nicht, wie Tage, die ich hatte?
Wollen deine schmalen Blütenblätter sprechen,
Wie so breit der Tod die Erde überschatte?

Stirbst du gerne, mir den letzten Tag zu sagen,
Da mir deine Blätter aus den Händen springen?
Hat mein Frühling dich auf seiner Hand getragen?
Will mein Tod in deinen engen Kranz sich schlingen?

Liebt er mich? – Ein Blatt fällt erdwärts, nickend, nickend.
Liebt mich Leben? Schüttelt „Nein" den Kopf das zweite.
Und das dritte, „Ja" auf Frühlingsboden stickend,
Sagt, daß die geliebte Seele mich befreite.

Liebt mich nicht – o Tod, bist du so leicht gebogen?
Liebt mich – Leben? Trauern erst und nun die Bläue?
Blatt um Blatt, aus seinem scheuen Kelch gezogen,
Fällt mit Ja und Nein und wechselt stets aufs neue.

Ja und Nein: auf einem goldnen Blütenboden
Rührt des einen Fuß des andern weiße Zehe,
Gras steht nicht an Grashalm in den jungen Soden
Näher, schwesterlicher nah als eure Nähe.

Meine Liebe will von Ja und Nein nichts wissen,
Doch des Blütenbodens unerforschte Waben,
Draus sie meine Hände wißbegierig rissen,
Lieb ich, innig mich in ihren Schoß zu graben.

„Buntes Frühlingsdurcheinander, weht, ihr Blätter“
Hör ich mitten lächelnd auf euch zu befragen.
Aller tiefster Grund der Gründe ist mein Retter,
Ohne Fragen dieses Lebens Ja und Nein zu tragen.

JOHANNES VON SAAZ / EIN STÜCK AUS DEM „ACKERMANN UND DER TOD“ / EIN STREIT- UND TROSTGESPRÄCH VOM TODE AUS DEM JAHRE 1400

DER KLÄGER:

„GRIMMIGER Tilger aller Leute, schädlicher Verfolger aller Welt, schrecklicher Mörder aller Menschen, Ihr Tod, Euch sei geflucht! Gott, der Euch schuf, hasse Euch; Unheils Häufung treffe Euch; Unglück hause bei Euch mit Macht: ganz entehret bleibet für immer!

Angst, Not und Jammer gehe nicht von Euch, wo immer Ihr weilet; Leid, Betrübnis und Kummer begleite Euch auf allen Wegen; bittere Anfechtung, schandvolle Erwartung und schmähliche Feindschaft drücke Euch

schwer zu aller Zeit: Himmel, Erde, Sonne, Mond und Gestirne, Meer und Wässer, Berg und Feld, Tal und Au, der Abgrund der Hölle und alles, was Leben und Wirken hat, sei Euch unhold, mißgünstig und fluche Euch in Ewigkeit!

In Bosheit versinket, in jämmerlichem Elend schwindet dahin, und in der unaufhebbaren schwersten Acht Gottes, aller Menschen und jedes geschaffenen Wesens verbleibet in aller Zukunft!

Schamloser Bösewicht, Euer böses Gedenken lebe und dauere ohne Ende, Grauen und Furcht weiche nicht von Euch, wo immer Ihr wandert und weilet: von mir und jedermann sei über Euch Wehe! geschrien mit gerungenen Händen!"

DER TOD:

„Höret, höret und hört, welch neue, wunderbare Begebenheit! Ein schreckliches und nie gehörtes Gerichtsverfahren greift Uns an; von wem das kommt, ist Uns gänzlich unkund. Aber von Drohen, Fluchen, Zeterschreien, Händeringen und Anfechtung jeder Art sind Wir allenthalben bis heute ungeschädigt geblieben. Dennoch, lieber Sohn, laß hören, wer du bist, und gib bekannt, welches Leid dir von Uns widerfahren ist, worum du Uns so ungeziemend behandelst, was Wir bisher nicht gewohnt sind, trotzdem Wir bei manchen gescheiten und edelgeborenen, schönen, mächtigen und hochstrebenden Leuten gar sehr über den Rain gegrast haben, so daß davon Witwen und Waisen, Landen und Leuten Leid genug zuteil geworden ist.

Du tust, als ob es dir ernst mit der Klage sei und dich gesetzliche Nötigung schwer dazu treibe. Deine Klage geht über alle rechte Form, so daß Wir merken, du wollest um des Lärmens und Redens willen von deinem Sinne nicht weichen. Bist du aber tobend, wütend, verblendet oder sonstwie von Verstand gekommen, so warte, halt an dich und sei nicht so schnell mit schweren Flüchen; dann sieh zu, daß du nicht in Kummer kommst mit später Reue. Glaube nicht, daß du Unsere erhabene und gewaltige Macht jemals zu mindern vermögest.
Doch nun nenne dich und halte nicht zurück, in welcher Sache dir durch Uns so schwere Gewalttat geschehen sei. Gerechtfertigt werden Wir dir wohl werden, denn rechtmäßig ist Unser ganzes Wirken. Wir wissen nicht, warum du Uns so vermessen bezichtigst!"

DER KLÄGER:

„Ich nenne mich einen Ackersmann, von der Vogelfeder nehme ich meinen Pflug, ich wohne im Lande zu Böhmen. Gehässig, feindselig und widerwärtig will ich Euch immer bleiben, denn Ihr habt mir den zwölften Buchstaben, meiner Freuden Inbegriff, aus dem Alphabet mit schrecklicher Hand gerissen; Ihr habt mir meiner Wonne lichte Sommerblume aus meines Herzens Anger jämmerlich ausgejätet; Ihr habt mir meines Glückes Halt, meine auserwählte Turteltaube, mit arger List gestohlen; Ihr habt unersetzlichen Raub an mir begangen! Bedenkt nun selbst, ob ich nicht mit Recht zürne, wüte und Klage führe: durch Euch bin ich freudvollen Lebens beraubt, um meine glücklichen Tage gebracht und um allen

wonnevollen Besitz bestohlen. Frisch und froh war ich ehemals zu jeder Zeit, kurzweilig und fröhlich war mir jede Stunde Tag und Nacht, voll Freude und Genuß in gleicher Weise beide; ein jedes Jahr war mir ein Jahr der Gnade.
Nun wird mir zugerufen: Scher dich weg! Bei trübem Tranke, auf dürrem Aste, verkümmert, verfinstert und verdorrend lebe und weine ohn Unterlaß! So treibt mich der Sturm dahin, ich schwimme durch des wilden Meeres Flut, die Wogen haben überhandgenommen, und mein Anker findet keinen Halt. Darum will ich ohne Aufhören schreien: Ihr Tod, Euch sei gefluchet!"

DER TOD:

„Wundernimmt Uns dieser unerhörte Angriff, wie er Uns noch nie widerfahren ist. Bist du ein Ackersmann, wohnend im Lande zu Böhmen, so dünkt Uns, du tust Uns mächtig unrecht, da Wir seit langer Zeit in Böhmen nichts Ernstliches vollbracht haben, als eben neulich in einer festen, hübschen Stadt, auf einem Berge wehrhaft gelegen; ihr haben vier Buchstaben, der achtzehnte, der erste, der dritte und der dreiundzwanzigste in dem Alphabet, den Namen geflochten. Da haben Wir mit einer ehrbaren, glücklichen Menschentochter Unser Gnadenwerk geendet; ihr Buchstabe war der zwölfte. Sie war gewiß wacker und wandellos, denn Wir waren auch gegenwärtig, als sie geboren ward. Damals sandte ihr Frau Ehre einen Schoßmantel und einen Ehrenkranz: den Mantel samt dem Ehrenkranz brachte sie ganz, ohne Riß und ohne Schmutzfleck mit sich ins Grab hinein. Unser

und ihr Zeuge ist der Kenner aller Herzen. Reines Gewissens, gefällig, treu, wahrhaft und gut überhaupt war sie gegen alle Menschen. Wahrlich, eine Frau so steten Sinnes und lieblichen Angesichts ist Uns selten anheimgefallen. Es sei denn diese, die du meinst, sonst wissen Wir keine andere."

DAS URTEIL GOTTES:

„Der Frühling, der Sommer, der Herbst und der Winter, die vier Erquicker und Helfer des Jahres, wurden uneins in großem Streite. Jeder von ihnen rühmte sich seines guten Willens in Regen, Wind, Donner, Hagel, Schnee und in jeder Art Witterung, und es wollte jeglicher in seiner Wirksamkeit der beste sein.

Der Frühling sprach, er erquicke und mache üppig alle Frucht; der Sommer sprach, er mache reif und zeitig alle Frucht; der Herbst sprach, er bringe und schaffe den beiden anderen in Stadel, in Keller und in die Häuser alle Frucht; der Winter sprach, er verzehre und verbrauche alle Frucht und vertreibe alles giftige Gewürm. Sie rühmten sich und stritten eifrig, sie hatten aber vergessen, daß sie sich unabhängiger Herrschaft rühmten.

Genau so tut Ihr beide: Der Kläger beklagt seinen Verlust, als ob es sein rechtes Erbe wäre; er denkt nicht, daß es von Uns verliehen worden. Der Tod wieder rühmt sich berechtigter Herrschgewalt, die er doch nur von Uns zu Lehen empfangen hat. Jener beklagt, was nicht sein ist; dieser berühmt sich einer Gewalt, die er nicht aus sich selber hat. Jedoch der Krieg ist nicht ganz ohne Sinn, Ihr habt beide wohl gefochten: jenen zwingt sein



Holzschnitt aus: Der Ackermann und der Tod. Ein Streit- und Trostgespräch vom Tode aus dem Jahre 1400 von Johannes von Saaz

Leid zur Klage, diesen der Angriff des Klägers, die Wahrheit zu sagen. Darum, Kläger, habe Ehre, du Tod aber, habe den Sieg! Jeder Mensch ist dem Tode sein Leben, den Leib der Erde, die Seele Uns zu geben verpflichtet."

RICARDA HUCH / DREI GEDICHTE

IM GEBIRGE

Auf goldner Brücke schwebt der Sommerabend
In Nacht; heim ziehen die Kühe nun,
Und manche steht am Brunnen sich erlabend,
Drin Abendrot und Mondenschimmer ruhn.
Das braune Haupt zerteilt den rosgen Spiegel,
Indes der Berg in Schatten fällt.
Von meiner Seele schmilzt nun auch das Siegel,
Sie überströmt in die versöhnte Welt.

GEBET

Laß, Herr des Lebens, deine Boten
Mich anglühn!
Ich weine ja und bete.
Unsterblicher, verjünge mich!
Mit deinen Schöpferhänden knete
Den Ton, der bricht.
Du bist kein Gott der Toten,
Ewige Glut, durchdringe mich mit Licht!
Nichts was ich selbst erkor,
Nicht meinen Willen, deinen Hauch, dich! dich!
Mein Herz versinkt – Flügel zu dir empor!

Weil du wolltest, o Herr, daß ich leuchte,
Durchbohrte dein Blitz meinen Stamm,
Dir entbrennen die Tiefen verborgen,
Des Berges entschleierter Kamm.

Wenn du willst, daß die Schiffe sich retten,
Entfachst du den winkenden Stern.
Sei's zum Zeichen, sei's dir nur zum Ruhme,
Gehorchend verzehr ich mich gern.

Vor dir fallen im Sturme die Blätter,
Ergießt sich beseeltestes Blut;
Nimm die Krone, das Kleid, das mich schmückte,
Verwandelt in ewige Glut.

JAN VAN RUISBROECK / DREI STÜCKE AUS DER „GEISTLICHEN HOCHZEIT“

VOM VERWUNDERN, IN DAS EINEN DIE ALLGEMEINE ERGIESSUNG GOTTES SETZT

DIE unbegreifliche Fülle und Hoheit und verschwenderisch ausströmende Alleinheit des göttlichen Urwesens, die stürzt den Menschen in staunende Verwunderung, und insbesondere verwundert ihn die Alleinheit Gottes und sein Ausströmen jenseits aller einzelnen Dinge: Sieht er doch das unbegreifliche Wesen als eine gemeinsame Wonne Gottes und aller Heiligen. Er sieht die göttlichen Personen als ein all-eines Ausströmen und Sichauswirken voll Gnade und Glorie innerhalb der Natur und oberhalb der Natur, jeden Ortes und jeder Zeit,

in Heiligen und in Menschen, im Himmel und auf Erden und in allen Lebensgebilden, seien sie vernunftbegabt oder unvernünftig oder nur stoffartig, je nach dem Werte, dem Bedürfnis und der Empfänglichkeit eines jeden. Und er sieht geschaffen im all-einen Zusammenhange Himmel und Erde, Sonne und Mond, die vier Elemente, alle Lebewesen und das Kreisen des Firmaments. Gott mit allen seinen Gaben ist das Umfassend-Allgemeine. In dieses Umfassend-Allgemeine gehören die Engel und gehört die Seele mit allen ihren Kräften, mit all ihrem Leben und all ihren Äußerungen, und sie ist ganz in jeder Äußerung, denn man kann sie nicht trennen außer durch klügelnden Scharfsinn. Denn die oberste Kraft und die niederste, Geist und Seele, haben Unterscheidung nur für den klügelnden Scharfsinn, der Natur nach aber sind sie eins. Und so gehört Gott einem jeden vollauf und einzeln und gehört doch gleichzeitig allen Kreaturen gemeinsam; denn durch ihn bestehen alle Dinge; und in ihm und an ihm hängt Himmel und Erde und alle Natur.

Bedenkt der Mensch derart die wunderbare Fülle und die hohe Macht der göttlichen Natur, dazu die zahllosen Gaben, die Gott seinen Geschöpfen verleiht und schenkt, dann erwächst in ihm staunende Verwunderung ob dieses vielfachen Reichtums, ob dieser hohen Macht und unermeßlichen Treue Gottes gegenüber seinen Geschöpfen. Hieraus entspringt innerlich eine ungewöhnliche Freude und eine hohe Zuversicht auf Gott; und diese innerliche Freude umfängt und durchdringt alle Kräfte der Seele und das Heimlichste des Geistes.

Die Gabe der Erkenntnis haben wir früher einem Brunnquell mit drei Bächen verglichen, denn sie festigt unsern Geist in der Einheit, sie führt auf die Wahrheit, und sie erschafft die weite und all-einige Liebe.
Diese Gabe gleicht wohl auch dem Sonnenscheine; denn die Sonne und ihr Schein erfüllen die Luft mit einfacher Helligkeit, und sie beleuchtet alle Gestaltungen und zeigt den Unterschied aller Farben. Und damit gibt sie ihre eigene Macht zu erkennen; und ihrer Hitze teilhaftig wird die ganze Welt zu Nutz und Fruchtbarkeit. Auf ähnliche Weise erzeugt das erste Licht-Erblinken der Erkenntnis Einfachheit im Geiste. Und die Einfachheit wird durchleuchtet von eigentümlicher Helligkeit, recht als wie die Luft von Sonnenscheine; denn die Gnade Gottes, welche den Grund legt für alle übrigen Gaben, weilt wesentlich als ein einfaches Licht in der Möglichkeit unseres Verstandes; und dank dieses einfachen Lichts erlangt unser Geist Stetigkeit und wird einfach erhellt und wird erfüllt mit Gnade und göttlichen Gaben. So ist er Gott ähnlich dank der Gnade und göttlichen Liebe. Indem der Geist aber Gott ähnlich wird und er mit schlichten Gedanken sich in Gott versenkt und er Gott über alle Gaben liebt, findet er dennoch an dieser Ähnlichkeit und dieser in der Zeit geschaffenen Erhellung nie das volle Genügen; denn zu dem abgründigen Wesen, aus dem er entflossen ist, hat er natürlich und übernatürlich das äußerste Hinstreben. Und die Einheit des göttlichen Wesens zieht ihrerseits ewiglich alles Ähnliche hinein in ihre Einheit.

Darum entzündet der Geist sich selber in Wonneglut und strömt hinüber in Gott als in seine ewige Ruhestätte; denn die Gnade verhält sich zu Gott wie der Lichtschein zur Sonne; sie ist das Mittel und der Weg, um uns zu Gott zu geleiten. Dessentwegen strahlt sie einfach in uns ein und macht uns gottförmig, das bedeutet Gott ähnlich.
Der Gottähnliche sinkt zu jeder Stunde in Gott unter und stirbt in Gott und wird mit Gott eins und bleibt eins; denn die Liebesfühlung läßt uns mit Gott eins werden, eins bleiben und im Eins wohnen. Gleichwohl behalten wir auch ewige Selbst-Ähnlichkeit im Lichte der Gnade und der Herrlichkeit, insofern wie wir, wirkend in Tugenden und Liebesbesorgtheit, uns selber besitzen. Die Einheit mit Gott, die behalten wir jenseits unserer Werke, umfangen vom göttlichen Lichte, in der nackten Bloßheit unseres Geistes, insofern wie wir Gott, ruhend in ihm, jenseits aller werktätigen Tugend, besitzen. Denn die Liebesbesorgtheit, welche Ähnlichkeit hervorbringt, muß immerzu schaffen und handeln, aber die Einheit in Gott, voller Liebesgenuß, will immerdar ruhen. Und dies heißt, sich dem Liebesgenusse hingeben; denn zu gleichem Male und zu gleicher Zeit handelt die Liebe und ruht sie in ihrem Geliebten. Und das eine steigert sich an dem andern: Je größer die Liebe, desto größer das ruhende Einschmiegen, und je inniger das Beieinanderruhen, desto inniger die Liebe. Das eine lebt in dem anderen; und wer nicht liebt, der ruht nicht, und wer nicht ruht, der liebt nicht. Trotzdem dünkt manchem frommen Menschen, als ob er Gott nicht liebe noch in

ihm ausruhe. Eben dieses Bedünken kommt aber von der Liebe; dieweil er mehr zu lieben begehrt als er vermag, so dünkt ihm, daß er zu wenig tue.

Bei diesem Vorgange genießt der Mensch die Liebe gleichzeitig als Drang und als Erfüllung, und niemand als nur der gelassene, freie, erleuchtete Mensch mag verstehen, wie man sowohl wirkend liebt als genießend ruht. Gleichwohl ist jeder Liebende mit Gott eins in der Ruhe und ihm ähnlich im liebenden Wirken; denn Gott in seiner hohen Natur, deren Abbild wir in uns tragen, weilt genießend im ewigen Ruhen, seiner wesentlichen Einheit nach, aber weilt handelnd im ewigen Wirken, seiner Dreifaltigkeit nach, und jedwelches ist des anderen Vollkommenheit, denn Ruhen liegt in der Einheit und Wirken in der Dreiheit. Und so dauert beides in Ewigkeit.

Will darum der Mensch Gottes genießen, so muß er lieben; und will er lieben, so vermag er seiner zu genießen. Läßt er sich aber an anderen Dingen genügen, so vermag er dessen nicht zu genießen, was Gott ist. Wir müssen also uns selbst besitzen, einfach in werktätigen Tugenden und in Selbstähnlichkeit, und müssen Gott besitzen oberhalb unserer selbst, vermittelst der Liebe im Ruhen und der Einheit.

VON EINER BEGEGNUNG MIT GOTT, DIE IM GEHEIMSTEN UNSERES GEISTES STATTFINDET

Ihr müßt wissen, daß der himmlische Vater, als ein lebendiger Grund, mit allem, was in ihm lebt, wirkend zu seinem Sohn eingekehrt ist als in seines Selbstes ewige Weisheit. Dieselbe Weisheit und alles, was in ihr lebt,

mündet aber auch wirkend zurück in den Vater als in den Grund, daraus sie kommt. Und in dieser Begegnung ersteht zwischen dem Vater und dem Sohne die dritte Person, nämlich der Heilige Geist, als die Liebe der beiden, welche mit den beiden eins ist in derselben Natur. Und diese Liebe beseelt und durchwebt, wirkend und genießend, den Vater und den Sohn und alles was in ihnen beiden lebt mit so großem Reichtum und Freuden, daß alle Kreatur hiervon ewiglich schweigen muß. Denn das unbegreifliche Wunder, welches in dieser Liebe liegt, das übersteigt ewiglich das Verständnis aller Kreaturen. Aber wo man dieses Wunder versteht und erfühlt, ohne sich zu verwundern, da ist der Geist jenseits seiner selbst mit dem Geiste Gottes eins geworden und empfindet und sieht, maßlos gleich wie Gott, den Reichtum, der er in der Einheit des lebenden Grundes selber ist, allwo er sich nach der Weise seiner Ungeschaffenheit besitzt.

Diese wonnevolle Begegnung wiederholt sich entsprechend der göttlichen in uns, wirkend und ohne Aufhören; denn der Vater ergibt sich dem Sohne, und der Sohn ergibt sich dem Vater in einem ewigen Wohlbehagen und einem liebenden Umhalsen: Und dieses erneuert sich stündlich im Bunde der Liebe. Wie aber der Vater ohne Aufhören alle Dinge neu ansieht in der Geburt seines Sohnes, so werden auch alle Dinge vom Vater und vom Sohne aufs neue geliebt in ihrem Ausatmen des Heiligen Geistes. Und dies ist die tätige Begegnung des Vaters und des Sohnes, darin wir liebend umschlungen werden durch den Heiligen Geist in ewiger Liebe.

Nun ist diese tätige Begegnung und dieses liebende Um-

schlingen in seinem Grunde ein genießendes und ist ohne Form. Denn die abgründige Unform Gottes ist so dunkel und artlos, daß sie alle göttlichen Formungen und Werke und die Eigenschaft der Personen in der reichen Umschlingung der wesentlichen Einheit in-sich-faßt und ein göttliches Genießen erzeugt im Abgrunde der Unnennbarkeit.

Und hier begibt sich ein genießendes Hinübergleiten und ein zerfließendes Untertauchen in die wesentliche Nacktheit, wo alle göttlichen Namen und alle Formungen und alle lebenden Ideen, die vom Spiegel der göttlichen Wahrheit zurückgespiegelt werden, in die einfache Unnennbarkeit, die ohne Formung noch Idee ist, zurücksinken. Denn alle Dinge werden in diesem grundlosen Strudel der Einheitlichkeit gepackt vom Genusse der Seligkeit. Der Grund aber bleibt gänzlich unbegriffen, man begreife ihn denn mit der wesentlichen Einheit selber. Vor ihr müssen die Personen und alles, was in Gott lebt, zergehen; denn hier herrscht nichts anderes als ein ewiges Ruhen in der genießenden Umarmung liebenden Hinschmelzens. Und dieses ist das artlos Wesen, von allen innerlichen Geistern über alle Dinge erkoren. Es ist die dunkle Stille, darin alle Liebenden sind verloren. Wollen wir dazu mit Tugenden uns bereiten, so müssen wir schier des Leibes uns entkleiden. Wollen wir hinaus auf die wilden Wogen dieses göttlichen Meeres fahren, so dürfen wir in uns nichts Kreatürliches mehr bewahren.

Daß wir voller Genuß die wesentliche Einheit besitzen und die Einheit klar in der Dreiheit erschauen mögen,

dies beschere uns die göttliche Liebe, die keinen Bettler abweist.
Amen.

DR. MARTIN LUTHER / TISCHREDEN VON DEUTSCHLAND UND VOM KRIEGE

DEUTSCHLAND ist ein sehr gut Land, hat alles genug, was man haben soll, zu erhalten dies Leben reichlich. Es hat allerlei Früchte, Korn, Wein, Getreide, Salz, Bergwerk usw. und was aus der Erden zu kommen und zu wachsen pflegt; es mangelt nur daran, daß wir's nicht achten, noch recht brauchen, wie wir billig sollten, Gott zu Ehren und dem Nächsten zu Nutz, und ihm nicht dafür danken; wir mißbrauchen's vielmehr aufs allerschändlichste, viel ärger denn die Säue; Gott gibt alles mildiglich und reichlich, also daß niemand billig zu klagen hat, und fordert nichts anders von uns denn nur allein, daß wir ihm gehorsam seien und ein Deo gratias sagen.

„Die Bauern sind nicht wert so vieler Wohltaten und Früchte, die die Erde bringet und träget. Ich danke unserm Gott mehr für einen Baum oder eine Staude denn alle Bauern für alle ihre Äcker." Da sprach Philippus Melanchthon: „Ei, Herr Doktor, nehmet etliche Bauern und Ackerleute aus, als Adam, Noah, Abraham, Isaak, der auf seinen Acker hinausging, daß er bedenken wollte Gottes Gaben in den Kreaturen (1. Mos. 24, 63)."

In der Pestilenz hier wollte kein Bauer Holz, Eier, Butter, Käse usw. hereinführen, da mußten wir statt einer Plage

zwo leiden, nämlich Pestilenz und Hunger. Wenn sie es aber draußen hatten, mußten wir's von ihnen auflesen.

Anno 1538 am 23. Octobris ward Dr. Martino als neue Zeitung geschrieben, daß ein Bauer hätte sein Getreide in eine Stadt geführet zu verkaufen. Da er's aber zu teuer geben wollt, wollt es niemand kaufen. Soll er gesagt haben: „Ich will's nicht billiger geben, eher will ich's wieder heimführen und die Mäuse lassen fressen." Da er nu heim kommen, wäre ein solcher großer Haufe Mäuse ins Haus allenthalben zugeschneiet, daß sie das Getreide alles aufgefressen hätten. Darnach, da er hinaus zur Saat zu flohe, fand er, daß sie von Mäusen abgefressen war. Aber andern Bauern wäre nichts widerfahren. Da sagte Dr. Martin: „Ist's wahr, so ist's gewiß Gottes Rache und Strafe und leider der undankbaren Welt ein Zeichen des Zorns."

Anno 1539 war Dr. Martinus sehr zornig und heftig wider den Geiz der Bauern, die das Getreide hinschütten und liegen lassen, bis es teuer werde, daß sich, gottlob, sprach er, drei Bauern bereits gehängt haben. Solche Gesellen, so das ganze Land berauben und schänden, sind solcher Strafe wert. Denn diese Teuerung ist eine mutwillige Teuerung. Gott hätte noch genug gegeben, es wächset auch noch alle Tage; nur, daß uns der Teufel besessen, mutwillig Teuerung zu machen, werden Mörder und Diebe an unserm Nächsten. Denn Christus wird an jenem Tage sagen: „Ich war hungrig, und ihr habt mich

nicht gespeiset (Matth. 25, 42)." Denke du nur nicht, daß du der Strafe entgehen werdest, daß du das Getreide so teuer verkaufst, denn du bist an des Armen Tode und Verschmachtung eine Ursach; der Teufel wird dich holen. Welche nu Gott fürchten und vertrauen, die bitten ums tägliche Brot und wider diese Räuber, auf daß sie zuschanden werden oder sich bessern.

Der Adel hat eine feine und ehrliche Nahrung, dergleichen auch der Bauersmann. Denn der Ackerbau ist eine göttliche Nahrung, und die lieben Patriarchen haben diese Nahrung auch gehabt, denn diese Nahrung kömmt stracks vom Himmel herab. Aber was tut der Adel? Sie scharren und kratzen und wuchern, denn sie wollen ihre Kinder zu Fürsten und Herren machen. Es geizet mancher darum so sehr, daß er gern wollt seinen Kindern jährlichen Einkommens ein 10000 Gulden zuwegen bringen. Darnach geraten die Kinder übel und bläst unser Herr Gott dann in das übel gewonnene Gut, daß es alles zerstäubet und zerflieget. Ach, daß man mit Stehlen will reich werden! Dabei kommt doch nichts heraus!

Reichtum ist das geringste Ding auf Erden und die allerkleinste Gabe, die Gott einem Menschen geben kann. Was ist's gegen Gottes Wort, ja, was ist's auch nur gegen leibliche Gaben wie Schönheit, Gesundheit, und gegen Gaben des Gemüts, wie Verstand, Kunst, Weisheit. Dennoch trachtet man so emsig darnach und läßt sich keiner Arbeit noch Mühe und Gefahr verdrießen

noch hindern. Darum gibt Gott gemeiniglich Reichtum den groben Eseln, denen er sonst nichts gönnet.

Deutschland ist gewesen, was es gewesen ist. Die große äußerste Bosheit wird täglich reifer zum Schlachten. Es muß entweder der Türke oder ein jämmerlicher Krieg tun und ihm den Garaus machen. Ich hab mich willig drein ergeben, mit zu leiden. Wollen wir nicht leiden, daß man unsere Sünde strafet mit Worten, so werden wir die Strafe mit der Tat und Pein müssen leiden.

Deutschland ist reif zu einer weidlichen Strafe und Plage, denn es reizet Gott zu sehr und übertreibt's zu sehr. Aber laßt uns beten und anhalten und nicht ablassen, denn der Herr tut den Willen derer, die ihn fürchten, und erhöret ihr Gebet, wie der 145. Psalm (Vers 19) sagt. Er hat's ja beweiset. Wie lang hat der Friede als an einem Seidenfädlein gehangen in so viel Machenschaften und blutigen Ratschlägen der Widersacher und ist erhalten worden wider alle Hoffnung! Gott hat ihnen Widerstand getan, ihnen gewehret und ihre Macht gebrochen und ihre Anschläge zunichte gemacht.

Dr. Martinus zeigete mit großem tiefen Seufzen an, daß große greuliche Plagen und Strafen vorhanden wären, die würden über die Welt gehen. „Denn sie ist, sprach er, so böse und unbändig, daß sie keine Disziplin, Zucht, Strafpredigt und Reformation mehr leiden will. Es ist die ganze Welt in Bewegung gekommen, sie knackt sehr, ich hoffe, sie werde bald brechen und in einen Haufen

fallen durch den Jüngsten Tag, auf den wir mit Sehnen warten. Denn alle Laster, Sünde und Schande sind nu so gemein worden und in Brauch kommen, daß sie nicht mehr für Sünde und Schande gehalten werden. Darum laßt uns bitten: Zukomme dein Reich, erlöse uns vom Übel!"

Es ward gesagt, daß den 14. Aprilis 1539 frühmorgens rings um die Sonne her wäre gesehen ein Hof wie ein Regenbogen. Da sagte Dr. Martinus: „Es ist gewisser denn gewiß, daß Deutschland wird in Kürze eine große Schlappe nehmen und Strafe leiden, die wir ja selbst jämmerlich und erbärmlich heraufbeschwören mit Verachtung Gottes Worts und Gotteslästerung. Krieg und Teuerung sind vor der Tür." Er sagte ferner, daß ihm ein Schreiben zugekommen wäre, daß in der ganzen Stadt Torgau nur noch übrig wären 19000 Scheffel Roggen und Weizen. „Gott helfe uns! Es ist gar übel hausgehalten!"

Anno 1539 Sonntags Reminiscere tat Dr. Martinus Luther eine ernste Vermahnung, um Frieden zu bitten in diesen sehr gefährlichen Zeiten, da wir gar wunderlicher Weise in zwanzig Jahre Frieden gehabt haben, da doch keine Zeit, wenn das Evangelium gepredigt ist worden, solange Frieden gewest ist. „Lieber Gott, behüte uns vor Krieg, der das Land und alle Stände wüst machet! Gib uns lieber eine starke Pestilenz dafür, darin doch die Leute fromm sind und die Religion, Polizei und Ökonomei, die Kirche, rechte, reine Lehre, welt-

lich und häuslich Regiment nicht so verwüstet und verstöret, korrumpiert und verfälschet werden!"

Sie haben's wahrlich im Sinn wider das arme Deutschland. Ich glaube nicht, daß unsere Nachkommen werden Frieden haben. Gott wende seinen Zorn gnädiglich von uns ab, denn Krieg ist der größten Strafen eine, als der zerstört und wegnimmt die Religion, weltlich und häuslich Regiment. Alles liegt darnieder. Teuerung und Pestilenz sind wie Fuchsschwänze, ja nicht zu vergleichen mit Krieg. Sonderlich Pestilenz ist die gnädigste und lindeste Strafe. Drum wählte David unter den drei Strafen die Pestilenz, wollte lieber in Gottes denn in der Menschen Hände fallen; der wäre doch gnädig.

Es ist keine verachtetere Nation denn die Deutschen. Italiener heißen uns Bestien, Frankreich und England spotten unser und alle anderen Länder. Wer weiß, was Gott will und wird aus uns Deutschen machen. Wiewohl wir eine gute Staupe vor Gott wohl verdienet haben.

Große Leute und Helden sind sonderliche Gaben Gottes, die er gibt und erhält, die nicht mit vergeblichem Imaginieren und kalten, schläfrigen Gedanken ihre Händel und Geschäfte führen und große Taten tun, sondern, von Gott sonderlich dazu bewegt und getrieben, vollbringen sie ihren Lauf und Werk, wie König Alexander der Perser Königreich an sich brachte, darnach Julius Cäsar das römische Reich. Ebenso haben die Propheten, St. Paulus und andere große vortreffliche Leute ihre

Taten aus sonderlicher Gnade Gottes getan und ausgerichtet, wie das Buch der Richter anzeiget, da man siehet, wie Gott große Dinge mit einer Person gegeben und wieder weggenommen hat.

Wenn ein Land oder gewaltige Stadt nur einen trefflichen und geschickten Mann hat, so gehen alle Ratschläge und Decreta besser fort; wo aber keiner nicht ist, da gehet's alles hinter sich, wie der Krebs kreucht, ob ihrer wohl viele sind, die da regieren und raten.

Rechtschaffene, mutige Kriegsleute machen wenig Worte, sind bescheiden, reden nicht viel, denn sie haben Leute gesehen. Wenn sie reden, so ist's mit der Tat. Wie Herr Bernhard von Mila; ist mit Worten und Gebärden wie eine Jungfrau.

Eins guten, frommen, fürtrefflichen Kriegsmanns Wille und Meinung ist, daß er lieber will einen Bürger oder Mann, der Freund ist, erhalten, denn Tausende von Feinden umbringen, wie Scipio, der Heide und der Römer oberster Feldherr, sagte. Darum fängt kein rechter Kriegsmann leichtlich und ohne große Ursache einen Krieg an, liefert nicht gerne eine Schlacht noch belagert eine Stadt.

Anno 1542 den 11. Aprilis gab Magister Johannes Mathesius, jetzt Pfarrherr in Joachimsthal, seinen Abschiedsschmaus zu Wittenberg, in Dr. Caspar Crucigers Hause, dabei alle Professores Theologiae und andere Herren von der Universität zu Gaste waren. Da sprach Herr

Philippus Melanchthon über Tische: „Es ist ein bös Wetter jetzunder und eine feuchte Luft." Da antwortete Dr. Martinus Luther: „Ja, denn es scheidt sich jetzt erst Winter und Sommer." Da sagte Philippus Melanchthon: „Es wird aber nicht gut Wetter sein für arme Landsknechte, die jetzt zu Felde liegen." Dr. Martinus Luther antwortet: „Wer kann dafür? Warum fangen unsere Fürsten ein solch Spiel an?" Philippus Melanchthon: „Man saget, jener Fürst (Moritz von Sachsen) habe viel Volks beisammen." Dr. Martinus Luther: „Es liegt nichts daran, viel Volks haben und köstliche Kriegsrüstung, sondern an einer guten Sache, wer die hat, und an einem guten Treffen, wenn sie zusammenkommen. Wie die Heiden (Propert. 4, 6, 51) auch gesagt haben: Die Ursach des Kriegs bricht einem Kriegsmann den Mut oder machet ihm ein Herz und Mut; wenn die Sache nicht gut ist, so schämet man sich, daß man sich wehren soll."

Nach der Plage werden wir ärger, wie die Juden nach dem Donnern und Blitzen am Berge Sinai. Wie wir Deutschen auch sagen: Der Kranke nie ärger war, denn da er wieder genas. Darum muß es aus Gnaden alles kommen, sollen wir selig werden.

Einer klagte bei Dr. Martino: „Lieber Herr Doktor, es will nirgend hinaus noch gehen, wie wir wollen." „Ja, sprach der Doktor, das ist auch eben recht. Warum habt Ihr Euren Willen unserm Herrn Gott übergeben und betet alle Tage: Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel?"



Albrecht Dürer: Der sitzende Schmerzensmann

NORD UND SÜD. ALCÄISCHE ODE VON RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

Lang dünkt michs Abend; aber die Nacht ist fern,
Fern Tau der Nacht; noch zaudert im schwebenden
Gewölk des Untergangs die Sonne,
Weil ihr der Sommer verwehrt zu scheiden.

Dir aber nachtets. Lange verscholl dir schon
Gelärm der Glocken, führte vom Meer herein
Wind die Gestirne, Wind des Abgrunds
Dunklere Bläue, dein Haupt zu kühlen.

Vielleicht am Fenster lauschest du träumend noch,
Was fern die Zither zwischen den Mauern singt,
Vielleicht entzündest du die Lampe,
Schließest die Läden, des Schlafs gewärtig.

Mir keine Nacht! Mir keine der schleichenden,
Lustlosen Stunden! Führt ihr Genien mich
Durch kurzes Graun dem Tag entgegen,
Der dem Versunkenen feurig nachblickt.

Nacht ist gelind, wo Liebende freundlich ruhn;
Wer einsam ausharrt, fürchtet die Dämmerung.
Ihm schweigt der Tag mit tausend Lichtern,
Tausend Geräuschen das Herz und täuscht ihn.

Bleib stehn, o Sommer, warte mir treulich aus,
Bis fern im Land die goldene Traube reift,
Bis der Verbannung strenge Pforten
Hinter dem Glücklichen fern sich schlossen.

Dort hebt, Geliebte, nimmer zu früh der Stern
Die bleiche Fackel hinter den Wellen auf,
Der Abendbote, der mit Veilchen
Uns das gesellige Lager zudeckt.

Dort ruf ich: „Weile, weile, geliebte Nacht!“,
Wenn schon der Frühtag nüchtern ins Fenster schaut,
Der unwillkommene; denn allzeit
Hassen Verliebte die Morgenröte.

KAREL VAN DE WOESTIJNE / ZWEI GEDICHTE

I

Ich bin zum höchsten Berg gelandet,
Wo Aug die tiefsten Tiefen spellt,
Wo Haupt, von allem Licht umbrandet,
Den Atem atmet aller Welt,

Wo niedre Mondenschleier dauern,
Da schon der Mittag sie berennt,
Und aller Stunden Flammenschauern
In eine Sonne sammenbrennt;

Wo ewige Kräfte, unbewogen
Am steilen Sesselfuß der Zeit,
Gebreitet und in eins gezogen,
Vereiniget und wieder breit,

– Wo aller Tod und alles Leben
Zum Kern gekehrt, dem Kern entgehn,
Durft ich zur höchsten Kuppe streben
Und unter mir die Himmel sehn.

Schau: wo ich steh, von allem Schreiten,
Von allem Wünschen, End und Ziel,
Und ich als Richtpfahl für die Weiten,
Der Weiten Mittelpunkt mich fühl,

Wo dein mutwillig ich vergessen,
O Erd und Taten weltenweit,
Und selbst die Freud verschmäh, zu messen
Die Wollust der Gleichgültigkeit – –

Du willst nach meiner Steile gehren,
Arm Kind, in eigner Liebe Schmerz;
– O, wüßtest du, im Göttlich-Leeren,
Wie schwer mir wiegt mein Menschenherz! –

II

Noch eh der Morgen sich gerührt,
Noch eh ein Strahl die Augen ätzt,
Der Schlachter in der dunkeln Tür
Die eisigen Messer wetzt.

Noch eh das umgeschaffene Wort
Für neue Furcht und Hoffnung dankt,
Schiebt durch die dunstige Gasse fort
Ein Orgelchen, das jankt . . .

Dann plötzlich schweigt das Stahlgewetz,
Längst, längst vorbei der Orgel Schrei'n.
Aus fremder Stille hebt sich jetzt
Die Stimme des Leids allein.

Aus dem Flämischen von Rudolf Alexander Schröder.

GEERTEN GOSSAERT / DREI GEDICHTE

SCHWIMMER

Die See ist in Ruh, und der Wind aus dem Süden, durch
sommerlich dämmernden Morgen gestillt,
Ist melodiös von dem tiefen Gemurmel,
Das ihr ebenes Beben
Durchschwillt.

Ihr Flüstern ist Flüstern des kommenden Friedens, des stille
vertraute Vertröstung uns rief,
Wenn in der mitsommer-nachnächtlichen Schwüle
Das bittre Verlangen
Nicht schlief.

Und nun sind wir in ihr; und wo wir sie spalten, umschließt
sie uns wieder mit zärtlichem Spott:
Allein und allum und allschön und unteilbar,
Das ewige Urbild
Von Gott.

Und uns überm Haupt ist der Seewind, ihr Atem, der Geist,
der die Wellen bezügelt im Traum,
Uns über den Schultern ihr Rankengewinde,
Uns über den Lippen
Ihr Schaum.

Und flach uns am Herzen in engem Vertrauen pocht
mächtig ihr Herz; und das keusche Gelüst
Ihrer Küsse verkühlt unsre brennenden Glieder:
Verlangen, zur Ruhe
Geküßt.

So, träge gesättigt und schwankend gewiegelt im Schoße,
den Schönheit unfruchtbar uns bot,
Entschlafen wir sanft in den wachenden Traum,
Der lebt über Leben
Und Tod.

LIBERATE NOS DOMINE!

Der Wind fuhr um mein einsam Haus
In letzter Abendstund.
Da hob ein Fremder die Klinke der Tür
Und saß vor Herdes Mund.

Ich durfte nicht fragen, wer er war;
Und er wies nicht Merk noch Mal.
Und ich bat ihn nicht; doch saß er an
Nächst mir beim Abendmahl.

Mein Mund stund bebend; und durch mein Herz
Züngelte zuckender Haß.
Da hob er sein Antlitz bitter-schön
Hinlächelnd, wo ich saß.

Ich sprach und rief: Ich kenne dich nicht,
Was suchst du am Herde hier?
Er sagte nicht eines. Er hob die Hand
Und brach das Brot mit mir.

Und – wieder-kannt ich. – Morgens früh
Sah ich ihn weitergehn. – –
Doch dieses bitteren Liedes Schluß
Wird Gott allein verstehn.

Ich schlummerte im Blumenhof, im weichen Gras gelegen,
Da weckte mir ein schwüler Duft Gedächtnis von vorher;
Und auf der müden Braue Bug fühlt ich ein tröstlich Regen
Von Frauenfingern sonder Wucht, sacht streichelnd hin und her.

Ich stammelte im Traum: Warum? Gönnst du denn kein Vergessen?
Dies Wenige, o Liebste mein ist all, was ich begehr:
Ein Stündlein ungestörten Schlafs, da du mich nicht besessen,
Von dir, o Liebe wild und mild, ein Stündlein los und leer.

Doch als ich meinen Blick erhob, wars nur die Fenchelstaude,
Beschwängernd mit dem fremden Duft die Lüfte schwül und schwer;
Und über meinem Angesicht, dem leidverstörten, graute
Der Schatten eines Mandelzweigs, leis schwankend hin und her.

Aus dem Holländischen von Rudolf Alexander Schröder.

KARL SCHEFFLER / DIE REISE

LIU Dschang wollte endlich die Reise ins Gebirge unternehmen, worauf er sich schon lange gefreut hatte. Am Tage vor dem Aufbruch ließ er seinen Mantelsack

packen, und abends konnte er vor Erwartung kaum einschlafen. Um zur Ruhe zu kommen, nahm er endlich eine Opiumkugel. Lange vor der Zeit erwachte er wieder. Während es draußen zu dämmern begann, stützte er den Kopf auf und begann zu sinnen. Seine Augen waren auf das Bett seiner Frau gerichtet, das neben dem seinen stand. Da es sehr heiß war, hatte die Frau arg gewühlt, ihre weiße Bettdecke war heftig gefaltet und zerknittert. Als Liu Dschang nun so auf diese Decke blickte, die vom Morgenlicht ungewiß beleuchtet wurde, war es ihm, als ob seine Gestalt allmählich zusammenschrumpfe, bis sie kaum noch die Größe einer Fliege hatte, und als ob sich die Bettdecke drüben in ein schwindelnd hohes Gebirge verwandele, das ihn mächtig anlockte. Er säumte nicht lange, sondern sprang mit einem kühnen Satz in diese Gebirgswelt hinüber und begann rüstig zu wandern. Über weite Flächen ging er, sich des Morgens freuend, dahin, bis ihm tiefe Spalten und Abgründe den Weg sperrten. Er umging die Hindernisse und kletterte den immer steiler werdenden Berg hinauf, er gelangte in den blauen Schatten enger Täler und kam dann wieder ins Lichte. Immer weiter trieb ihn die Neugier hinan; denn es war ein verzaubertes Gebirge, voller Geheimnisse. Überall führten Spalten in den Fels hinein, als wären es Zugänge von Zwergenwohnungen, Höhlen drohten dunkel, als hausten dort schreckliche Drachen, in schönen Linien zogen die Straßen an Abgründen dahin, verloren sich im Dunkel der Wälder, führten vorbei an wilden Bächen und stiegen stetig zur Höhe empor. Das Wunderbarste aber war, daß die Felsen seltsame Gestalten annahmen

Eine große Felspartie war gebildet wie ein Männerhaupt, eine andere glich einem zum Sprunge ansetzenden wilden Tier. Aber dieses Einzelne verschwand wieder in den langen Erdfurchen, die sich dahinzogen wie die Schatten eines schönen Gewandes. Als Liu Dschang auf dem Gipfel ankam und die große Bergmasse übersehen konnte, war es ihm, als läge das Gebirge da wie eine ruhende menschliche Gestalt; ein Riesenweib in faltigen Gewändern, aus denen alle Formen des Lebens hervorstierten, schien groß bis zum Horizont auf dem Erdboden hingelagert. Der Wanderer stand auf dem Gipfel da, wie auf der Höhe eines hochgezogenen Knies. Er war tief ergriffen, als das Gebirge in der aufgehenden Sonne nun, die die Gipfel rötete, unter ihm dalag wie eine Göttin, die sich in grauer Vorzeit zur Ruhe niedergelegt hatte und erstarrt war. Wie er aber genau hinsah, merkte er, daß sie gar nicht erstarrt war, daß sie unter ihren Wäldern, Wiesen und Flüssen, in ihrem lebendigen Gewande nur schlief. Denn leise begann sich die Masse nun zu bewegen, sie begann sich zu heben und zu senken, als ob sie atme. Schwindelnd und hingerissen von einem herrlichen Gefühl sank Liu Dschang nieder. Er fühlte den warmen Boden geschmeidig werden, fühlte sich vom Atem des Gebirges gewiegt, und indem er sich selig dem Wunder hingab, entschlief er sanft auf seinem Gipfel. Im Schlafe fühlte er noch, wie er wieder groß und größer wurde, und ihm war, als wüchse auch er über die ganze Erde hin. –

Als die Dienerin durch die Tür rief, es sei Zeit zum Aufbruch, sagte Liu Dschang, sie solle den Mantelsack wieder



Gustave Doré: Holzschnitt zu „Münchhausen“

auspacken, er sei eben von seiner Reise zurückgekehrt. Und als die Frauen sich über diese Rede verwunderten, sagte er lächelnd diesen Spruch Laotses her:

Das Große ist klein, und das Kleine ist groß,
das Leben hat nicht Maß, nur der Mensch mißt;
das Eine ist nicht klein und nicht groß,
nicht tot und nicht lebendig, nicht schön und nicht häßlich
es ist das Eine.

WILHELM WEIGAND / GEDANKEN

DER künftige Geschichtschreiber der deutschen Kritik wird durch die Beantwortung der folgenden Frage sein Gewissen erweisen müssen: Wie kommt es, daß die andern Völker Europas, in denen schöpferische Kraft und schöpferischer Wille noch lebendig sind, nichts Ähnliches wie die „Fälle" Hölderlin, Schopenhauer, Richard Wagner, Bruckner und Nietzsche, um von Geringeren zu schweigen, auf dem Kerbholz haben? –

Die Griechen hatten ihre olympischen Spiele und die Römer ihre Gladiatorenkämpfe; die Spanier haben ihre Stierkämpfe, die Engländer den Sport, die Franzosen ihren Salon oder „la femme"; die Deutschen aber haben für all das einen „Ersatz": die Kritik, in welcher der Instinkt der Grausamkeit seine tägliche oder gelegentliche Befriedigung findet.

Die Behauptung, daß das Alter den Neid halb, der Tod aber ganz versöhne, ist keine deutsche Wahrheit.

Die Welt der Händler erlebte den Augenblick ihres Triumphes an dem Tage, da der Geist und seine Werke zur Ware wurden.

Die verhängnisvolle Idee des Fortschritts in den Künsten, zu denen auch die schöne Literatur zu zählen ist, stammt aus dem achtzehnten Jahrhundert, das sich als unhistorische Zeit erwies, als es der Welt dieses Ideal und damit eine Waffe schenkte, um das Persönlichste niederzuschlagen, wenn es, unbekümmert um die triebhafte Menge, nur dem Gotte in der eigenen Brust gehorcht.

Die Romanen, und besonders die Franzosen, fälschen jeden deutschen Gedanken, wenn sie ihn in den Mund nehmen. Es gibt Gedanken, die in keine fremde Sprache übertragen werden können, weil sie dem tiefsten Rassengrund entwachsen sind. Eine Idee aber muß, wenn sie eine Weltwirkung ausüben soll, übersetzbar sein, womit übrigens allem Unaussprechlichen, insofern die sogenannte Weltkultur in Frage kommt, das Urteil gesprochen ist.

Den meisten Menschen ist das Schöne nur als Manier zugänglich.

Wenn das Ideelle in der Kunst nur Reflexion ist, wirkt es aufdringlich und verletzend.

Das Wort „L'analyse tue" widerspricht allen Instinkten der deutschen Seele.

Die Schönheit ist ein Urphänomen.

Urphänomene lernen wir nur in ihren Wirkungen kennen.

Wer niemals stolperte, wenn er die Linie der reinen Schönheit überschritt, weiß nicht, was Schönheit ist.

Der Mensch kann das Göttliche durch Begrenzung erreichen; aber Gott ist das unbegrenzt Wirkende.

Wer Götter stürzt, kann keine schaffen.

Wenn ein Gott Reue fühlt, büßen es die Menschen.

Der Gott ist für den Einzelnen; der Götze für die Menge.

Das ist die große Schicksalsfrage: Wie lange kann ein Volk seine erdgeborenen Götter überleben?

Die Ironie des Menschen ist Rache an der Natur.

Der Sinn für Geistigkeit nimmt mit abnehmender Sinnlichkeit zu.

Große Menschen dürfen keine Entwicklungsstufe überspringen, und wer es tut, läuft Gefahr, seinen höchsten Schicksalsaugenblick zu versäumen

Die Toten sind die unerbittlichsten Tyrannen.

Die Tatsache, daß geistige Menschen die Befreiung vom Geschlecht als Glück empfinden, weist über den Menschen hinaus.

Alle Komik, die zu weit vom Sinnlichen oder von der Anschauung entfernt ist, wirkt nicht unmittelbar. Beispiel: Hebbel, den es wunderte, daß die Menschen über das Spiel der Welt, wie es einem olympischen Gotte oder einem amoralischen Recken erscheinen mag, nicht naiv lachen können. Die Wurzel aller Komik ist und bleibt das Geschlechtliche, und zwar, weil da Gott und Tier im Menschen zusammenstoßen.

Ein gebildetes Auge macht den ganzen Menschen ehrlich.

Naturanalogien wirken beruhigend und befreiend.

Der Augenblick unserer höchsten Seelenschönheit wird durch die Scham getrübt oder abgekürzt.

Nur das Technische in den Künsten ist erlernbar.

Frage eines Künstlers: Wie weit darf ich, den der Werkstoff meistert oder tyrannisiert, das Leben beschneiden, damit es, im Ausdruck, nichts von seinem innersten Wesen verliere?

Alle Kunstformen haben etwas Falsches an sich.

Man soll den Gedanken wie eine Schaumünze prägen und dem Gefühl die Unbestimmtheit des Duftes lassen.

Wer das Ideal erfüllt, ist mehr als Idealist.

Das Allgemeine in uns ist der Feind des Künstlers.

Auch die Mystik hat ihre Logik.

Wenn es sich darum handelt, die verwundbare Seite eines Gegners herauszufinden, sind alle Durchschnittsmenschen psychologische Genies.

Der Künstler schafft auch, wenn er urteilt.

Die Natur ist sehr übernatürlich.

Was die Dichter Psychologie nennen, ist nur die Spiegelung ihrer eigenen Erfahrungen.

Wir lernen unser Leben durch seine Wirkungen kennen.

Der werdende Meister spricht: Ich kann nicht sterben; denn noch wachse ich.

Wir sind immer am ungerechtesten, wenn wir, verzeihend oder lästernd, von einer Welt Abschied nehmen. Das Auge, das reinste Organ der Seligkeit und Qualen, hat zuviel erlebt, um gerecht sein zu können, und rächt sich an dem Versinkenden, indem es neue Küsten sucht.

JOHANNES R. BECHER / AN DEN SCHLAF

Schlaf! – als der Balsame köstlichsten lasse dich preisen,
Der du nach Räuschen verwegenen mild uns umringst!
Führest hinein in Zymbelgepränge uns leise.
Springendes Horn ein phosphorener Mond uns bewinkt.

Träume sie eilen entlang unseren Wegen gerade,
Düster umrankend und hüllend das Tage-Gehirn.
Rosengewässer beträufen die brennende Stirn.
Wieg dich, o Leib, empor auf glänziger Winde Lade.

Wo von der Sterne Mücken durchronnen die ätherige
Weite.
Opiumdüften bestreut, Weihrauch erfüllt.
Mythische tauchten wir in die Vergangenheitszeiten.
Verjüngte im Bad der Antike. Neugleißendes Marmor-
ruinengefild.

Ja, der Soldat kalt im Graben, der graue Beamte,
Der Maschinist bei den Öfen, die Hure, das Kind
Längst auf der Straße gehüpft, auch der Dichter-Ver-
dammte . . .
Neigen wie Halme sich hin im melodischen Wind,

Aus phantastischen Ländern her lieblich entfaltet,
Gleichend bengalischen Feuerwerks tönender Pracht.
Azurgewölb von Kometen leuchtend gestaltet.
Verendendes Tier im Dornen-Gebüsche noch lacht.

Schlaf als der Balsame köstlichsten, lasse dich preisen.
Berge schon stürzen. Vorhang auf lüfte! es schwinde der Horizont.
Nebelgeschwader ob tobender Städte Bau kreisen.
Labyrinthe Ruinen draus schwelen die schäumenden Gärten schon

Schlaf gestreckt in die Ebene endloser Dauer.
Winter Lawinen herrollt, den Dörfern auftürmt.
Bürger sie drehen um die Plätze, blinder und flauer.
In den Latrinenkanälen poltert ein furchtbar Gewürm.

Tod! . . . Laternen zerschmettern. Die klirren. Erlöschen.
Stuben muffige stinken nach heiligem Öl.
Schwangere Frauen vor knarrender Türe frösteln.
Schwankt längs Kasernen-Mauern ein Priester blechernen Gegröhls.

Während der Regen die zerrenden Läden aufhacket.
Leichname wild von mystischen Schauern gepackt,
Schnellen durch Decken hoch, rück in die Kissen (Trottoir) geprallt.
Stampfender Pferde Geschirre klimpern im Stall.

Schräg durch die Luft aber stößt er: – der Düstere Zerstörer,
Auf er der Dächer Fach stemmet, der Märkte Gewühl
Rottet er aus. Ein Freund der jungen Empörer.
Bettend das Haupt zur Ruh mir auf brennender Städte Qualmpfühl.

Schmeißt aus Keller und Speicher der Möbel Gerümpel.
Schalen Blut sprengt er auf wogenden Schnee.
Dampfendes Gift aus imaginären Karaffen . . .
In den Kaschemmen, in Kneipen hockt er mit scheckichter Fee.

Schlaf . . . und wieder reihen entlang unseren Wegen gerade
Träume sich süße. Schmelzende Fuge uns einlullt.
Engel schweben, vor glitzernden Thron uns zu laden.
Frühlinge waschen uns rein von Kehricht und Staubs Mull.

Körbe der Garben sammeln wir singende Schnitter.
Honigfrüchte wallen viel durch der Gefängnisse kantene Stäbe,
Wo die Verdammten sich wälzen. Fluchend und zitternd
Schaueriger Muse Verfallene Jünger auf Trapezen schweben.

THEODOR DÄUBLER / EXPRESSIONISMUS

EINE hellseherische Überlieferung berichtet, die Menschen der untergegangenen Atlantis wären ungeheuer groß oder winzig klein gewesen. Dieser Leute Gestalt, Gehaben, Ausdruck habe, so heißt es, genau ihrer Wesensart, ihrem Charakter entsprochen: erst in unserer Epoche, folgert man weiter, sei ein feststehender Menschentypus ausgebildet worden, und das eigentlich Persönliche trete nun weniger sinnfällig auf. Die Platonische Idee des Menschen, als höchster Inbegriff aller Schönheit, durch die Kunst zu erbringen, hervorzuklären,

war, jeder weiß es, die Sehnsucht des griechischen Künstlers; wer hingegen in Ägypten meißelte oder malte, wollte Hierarchien veranschaulichen. Der Mächtige wurde auch als ein innerlich Stärkerer wie der Besiegte gesehen, und somit seine Gestalt, sagen wir es nur, „im Atlantischen Sinne" überlebensgroß angenommen. Die Gotik steht eigentlich zwischen beiden: das Christentum hatte die Menschen des Mittelalters einfältiger gemacht; sie glaubten weniger an die augenblickliche Erscheinung, an Seelenkunde, durch die sich körperlicher Ausdruck ergibt, und idealisierten daher vielfach nach Art der Griechen; überdies gab es für die Christenheit keine letzten Über- und Unterordnungen in dieser Welt: sind wir doch alle Kinder Gottes! Das Überirdische und das Unterweltliche begriffen die entscheidenden Gotiker allerdings in absoluter Abstufung, und zwar traten sie beim Bilden an ihr Werk mit fanatischer Leidenschaft heran. Sie gebärdeten sich expressionistisch! Vielleicht wohnt jeder Ausdruckskunst in ihren verwegenen Äußerungen eine Erinnerung an die überschwemmte Atlantis inne. Heute will man vor allem wahr sehen, der Seele Kern darstellen. Und der ist allgemein menschlich: das Göttliche in uns. Wir sind aber auch durchaus individualistisch geworden, daher äußern wir uns simultan. Der Künstler zeigt den Menschen zugleich in verschiedenen Phasen, Möglichkeiten, in denen er seinen Aufgaben gewachsen ist oder wo er unterliegen muß. Fast scheint es, daß man auf diese Weise eine neue Veranschaulichung der Hierarchie anstrebe; man wird hierbei das moderne Durcheinander zu einem pyramidalen Übereinander umstaffeln müssen. Es handelt sich

jedoch auch darum, zwischen Ausdruckskunst und Karikatur genau zu unterscheiden. Der Expressionist schält die Wesenheiten seines Objektes haarscharf und mit Temperament heraus; wer Karikaturen zeichnet, übertreibt und unterstreicht zumeist die Schwächen oder Bösartigkeiten einer ihm feindseligen, zum mindesten unangenehmen Person. Ein Karikaturist paßt auf, zersetzt und verwetzt, der Expressionist entscheidet sich für Klarheit; er bedarf keiner Nachsicht, weder für sich, noch für diejenigen, die er darstellt; er bleibt hoffnungsvoll, denn er glaubt nach künstlerischer Prüfung und menschlichsten Erwägungen an eine Offenbarung im Menschen. Es ist nun auch am Platz, das von den Futuristen geprägte, bereits erwähnte Wort „simultan" und „Simultaneität", wie es von modernen Künstlern aufgefaßt und gedeutet wird, zu erläutern. Gemeint ist damit: die instinktive Ablehnung in der Künstlernatur einer objektiven Existenz von Zeit und Raum. Der Schöpfende bemüht sich nicht mehr um Perspektive, logische Folgen, wie sie aus den Grundsätzen der Einheit von Zeit, Raum und Handlung hervorgehen müssen, unbekümmert bleibt er um überlieferte Gesetzmäßigkeiten, nach denen man vom Betrachter aus oder für ihn aufbauen, ausmessen und abwägen muß. Ihm liegt hingegen daran, seine Gesichte spontan in ihrer rhythmischen Zusammengehörigkeit unterzubringen. Der bildende Künstler ordnet dabei allerdings sein traumhaft geschautes Kunterbunt; er legt es sogar, wie er es aus eigner Wesensart heraus deuten muß, fest. Niemals aber verfolgt er eine akademische Richtschnur. Somit beschäftigt wohl vorläufig jeden

schöpferischen Expressionisten seine persönliche Farbenmystik. Vielleicht kann man das einen genialen Dilettantismus nennen. Nun, ein wahrer Segen, daß wir wenigstens den wieder haben! Wo Genie ist, zehrt sich, was dilettantisch mit auftritt oder nur als solches erscheinen konnte, gar bald von selbst auf!
Für die Gotiker waren Auffassung und Farben eines geheiligten Bildwerkes, bevor Verfall eintrat, kirchlich festgelegt: das konnte leicht zu Pedanterie und Einseitigkeit führen. Aber auch heute wird man nicht selten den Wunsch nach allgemein gültigen Sätzen, auch für die freien Künste, spüren und äußern hören. Der Kubismus sei nur als stärkster Beweis angeführt. Noch scheuen wir das Wort Tradition; aber auch die wird sich in ganz modernem Sinne von selbst einmal einfinden! Auffällig ist es beispielsweise, daß sich heute viele Künstler mit Astrologie, mit neuen Deutbarkeiten des Wesens der Sterne, ihrer Einflüsse in der menschlichen Seele, beschäftigen: möglich, daß auf diesem Wege dereinst die Klassik im Expressionismus hervorgeht! Jedem Planeten wird seit undenklichen Zeiten ein Metall und eine Farbe, die er hier bei uns auf Erden beherrscht, zugeschrieben; die übliche Skala ist folgende: Sonne Gold und gelb, Mond Silber und grün, Merkur Quecksilber und blau, Venus Kupfer und weiß, Mars Eisen und rot, Jupiter Zinn und erdgelb, Saturn Blei und schwarz. Mit diesem Kanon arbeitet jetzt niemand. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß der Drang zu wissenschaftlicher Festlegung astraler Gesetzlichkeiten in der Seele eine expressionistische Schule einmal zu dieser zusammen-

fassenden Vereinfachung führen könnte. Man wird nämlich unstreitig bei Künstlern aller Zeiten, die kühn aus der Vollkraft ihres Ichs schöpften, ein ihnen eigentümliches Festgehaltensein von bestimmten Farben, somit esoterisch gesprochen, von Gestirnen, von denen ihr Wesen abhängt, mit sicherm Griff klarzulegen vermögen.

Es täuscht sich beispielsweise vollständig, wer glaubt, die musikalische Eingebung von Farben beim bedeutenden Koloristen Kandinsky geschehe willkürlich oder höchstens von musikalischem Takt diktiert. Alles was Kandinsky auf die Leinwand bringt, ist tiefstes, von hoher Geistigkeit Ergriffensein. Ist sogar farbenverwogende, Buntheiten vermählende oder zerschäumende, immerwährend sich weiterrankende, durchwägende, schließlich innerlichst gesicherte Methode. Er sieht allerdings den Tanz der Sterne von eigner Seelenwarte, aber still bleibt er auf seinem Standpunkt, unumstößlich bilden sich seine Verheißungen. Die Sphärenklänge können sich verschieden abtönen und unterstufen, was sie aber zu bedeuten haben, ist einhellig: unwiderruflich hat der schöpferische Geist sein Traumgesicht in kristallischer Starrheit erlebt.

Der moderne Künstler sucht nicht das Absolute, er ist von ihm durchdrungen. Vielfach äußerte man in den letzten Jahrzehnten, uns fehle eine sakrale Kunst. Fast nur noch Akademiker malten christliche oder heidnisch-mythologische Bilder. Nichts als schwaches Epigonentum kam dabei zum Vorschein: dem frischeren, freilich, zumal in Deutschland, recht bürgerlichen Impressionismus gelangen bestenfalls Werke, die man irgendwie als

pantheistisch bezeichnen möchte. Die Kunst, die wir bis vor kurzem, durch Generationen hindurch, immerhin die beste nennen konnten, entstand fast ausnahmslos ohne religiöse Absichten. Endlich ist es anders geworden: wahrscheinlich werden wir sogar bald eine sakrale Kunst haben! Ob sie dann einem Kult dienen wird oder nicht, kann vorläufig niemand entscheiden; kosmisch ist jedoch der Expressionismus bereits jetzt: das Heiligtum des Geistes wird von visionär Schöpfenden deutlich im Innersten der Seelen gesichtet.
Der Bildhauer Archipenko kann als Inhaber eines modernen Stilempfindens angesehn werden. Er offenbart sich in kleinen Maßstäben durchaus großzügig. Einfach und bedeutend. Das sind Kennzeichen des Gesamtbegriffes „monumental“. Zu seinem Monument konnte er noch nicht gelangen: übrigens muß dazu vorläufig auch der Auftrag fehlen, denn frühere Bildhauer schmückten, ergänzten meistens Bauwerke; nun mag es möglicherweise anders kommen: das große Bildwerk kann in sich alle Gesetze der Baukunst erschöpfen. Archipenko wäre somit in seinem Wesen auch Architekt.
Kosmologische Gesichte gewittern chaotisch oder großwolkig über Land. Ein johanneisches, frühes Christentum ist in der Menschheit wieder erwacht: die Erde wird eine sakrale Kunst, zu Ehren des Schöpfers, Sonne, Mond und Sternen entgegentürmen. Hoffnungsvoll, sehnsuchtsbereit und zugleich drohend. Ländliches Christentum, bei Sternschnuppensturz und in Überschwemmungsgefahr bringt uns heute der junge Russe Marc Chagall dar. Wenn er eine Geburt schildert, so sind Sirius, Großer

Bär und Unterwelt daran beteiligt. Vater und Mutter, Gevatterschaften und anderer Anhang, vor allem die weise Frau, jeder, der im Augenblick, da ein Geschick aufsternt, irgendwie daran teil hat, wird um die Geburt zum Anwalt unheimlicher, plötzlich zutage tretender Ummächte. Krebsrot ist das Kind. Der ganze Tierkreis wählt sich fürs Neugeborne Paten unter Menschen. Auch wenn der Bauer auf der Steppe sein Lied singt, so bekommen Gestirne, Übergewalten einen uns Menschen bekehrenden, umgebärenden Sinn. Eine Sekunde lang hält der Sämann bei der Arbeit inne: und er ist Dichter, freier Schöpfer. Des Mannes Fron unter der Sonne ist bei Chagall geheiligt; nur muß man sie für einen höheren Willen geweiht halten und von Gott segnen lassen. Wir sollen unser Tun freimütig vor den Sternen ausbreiten. Bei Franz Marc wird die Form der Tiere in ihrer konkreten Daseinsbedingtheit gelöst und schicksalsmäßig wieder geschlossen. Wenn die Tiere auch kein Jenseits, kein Hasenparadies im Sinne von Francis Jammes zu haben brauchen, so gibt es laut Franz Marc ein Tier-Innseits. Jede Spielart in der Tierwelt ist eine seelische Einsternung unter uns.

Einer der besten und bedeutendsten Expressionisten ist Oskar Kokoschka: kaum in einem modernen Künstler liegt so viel Versprechen zur Erreichung eines neuen Stiles wie bei ihm: darum hat er auch, neben Franz Marc, unter allen jungen Künstlern Deutschlands und Östreichs bis jetzt den größten Einfluß ausgeübt.

Die Liebe zur modernen Großstadt, zu ihrem Mechanismus, zur Fabrik, der Schnellbahn und zum Varieté, wo

der Akrobat der höchste, sozusagen allegorische Ausdruck des mechanisierten Menschen geworden ist, kennzeichnet den Berliner Futuristen George Grosz. Dabei übt er an den Heutigen, wie sie innerlich zerfahren und verfasert, nach außen durch steife Kleidung falsch charakterisiert sind, grimmige Kritik. Also der Großstädter ist nach seiner Darlegung durch Grosz folgendermaßen: er verpuppt sich in anständige, seinem Wesen oftmals zuwiderlaufende, aber zweckentsprechende Kleidungsstücke; er lebt, in die Stadtbetriebe hineinversponnen, ohne zur Kenntnis seines Selbst gelangen zu können, weiter: immer nur weiter. Rastlos. Haltlos. Jedoch seinem Weiterkommen ohne Widerspruch dienend. Und er gestattet sich ein Vergnügen, soweit er sichs leisten kann. Zu seiner Belustigung fliegt er einmal aus. Dieser Mensch selbst ist nicht mehr schön im klassischen Sinn. Aber fabelhafte Tänze von farbigen Fahnen kann er zu sich herabträumen. Grosz weiß es: blaue, lila, rotbetreßte Tücher und Bänder gelingts ihm, über sich in die Welt der Gesichte hinauszuschwenken, freundlich zu ihm Blickende damit zu begrüßen: Grosz ist einer, der sie erkennt. Es überrascht ihn, den Großstadtsohn, wenn Wetterleuchten emporzischt über diesem seinem tagtäglichen Umdämmertwerden von Pflichtchen, Geschäften, Betriebsamkeiten.

Sozusagen die „Neue Eva“ im Sinne eines Villier de l'Isle Adam verfertigt sich der selbständige Kubist Jean Metzinger. Eigentlich ein klassisch schönes Weib, beinahe statuenhaft genau ausgemessen, zerlegt er sich zuerst mittels Spiegelungen; dann bindet, bildet er sich

daraus eine mechanische Helena. Das Maschinenmäßige in diesem Weibsgebilde wird bloßgelegt: unheimlich wirkt der Mechanismus auf den Beschauer ein.
Lyrisch, weil einfach und vornehm in seine Welt eingefügt, sieht uns Paul Klee an. Vielleicht hat er keine Wurzeln: dafür scheinen sich allerhand Zeichnungen von ihm wie tausenderlei Fühler und Würzelchen ins Ätherische hineintasten zu wollen. Klee steht bestimmt ganz fest auf Erden, daher zieht ihn seine Sehnsucht ins Luftige, wo die zarten Keime, wo Blütenstaub, Bienen und Schmetterlinge daheim sind. Lassen wir seine mondhaften Rokokoschnörkelchen vor unsern Sinnen schillern und seidenhaft zu uns hervorflocken, denn wir sollen, wohlgemut und doch zu tiefst berührt, seiner Seele verliebte Bezirktheiten, zu Aquarellen verdichtet, miterleben und spüren können! Kindlich, jedem Wenn und Aber abhold, gibt sich Klee einer schönen Weisheit in seinem Geträume spielerisch hin. Sterne, gute und böse, steigen zu ihm herab. Er hält sie in weicher Hand; kann sie kosen: er darf es sogar! Und auch goldene Bienen schwirren hernieder, irgendwoher, und setzen sich auf Pauls Lippen. Er denkt dabei, geheim, nur der Griffel darf es offenbaren (seine Sprache versteht man ja nicht), daß er Sterne, zu lebendigen Würmlein gewordene Weltchen, küssen darf. In seiner Kindheit hat er von den Fäden der Geschicksverflechterinnen gehört. Zart wie Seide, sicher wie Schicksalslinien zeichnet er nun, freilich unbekümmert um das, was sich darein verspinnt, Labyrinthe, die nur er selbst klären kann. Unentrinnbarkeiten verstricken sich da unter seinen für diesmal schon

„stilgemäß“ zitternden Händen, vor seinen leidenschaftlich zur Bestimmtheit zielenden Blicken. Bloß Haarstriche setzt er hin, aber trotzdem sind das Schriftchen, von seiner angeborenen Mondhaftigkeit eingegebene Runenzüge. Und eine solcher Zeichengemeinsamkeiten ist dann ein kriegerischer Volksstamm!

So, durch kosmisches Erfaßtsein im ganzen Wesen erblüht langsam die Kunst der allerbegabtesten Jüngsten. Meteorhaft steigen ihre leuchtenden Gebilde in einen phantastisch belebten Nachthimmel empor. Über uns eine Welt voll von lenkbaren Dingen, die der Mensch erfunden hat, im Bereiche der Seele lauter erstaunliches, kaum erdenkbares Zeug, das sich fruchtbar in die Fernen des Ungedeuteten aussamt, hineinverwurzelt und aufkeimt. Allein Geistigkeit, die expressionistische Kunst gestaltet, versinnbildlicht heute den Aufstieg zu höherer Bewußtheit der Seelen.

THEODOR DÄUBLER / WEG

Mit dem Monde will ich wandeln:
Schlangenwege über Berge
Führen Träume, bringen Schritte
Durch den Wald dem Monde zu.

Durch Zypressen staunt er plötzlich,
Daß ich ihm entgegen geh.
Aus dem Ölbaum blaut er lächelnd,
Wenn michs friedlich talwärts zieht.

Schlangenwege durch die Wälder
Bringen mich zum Silbersee:

Nur ein Nachen auf dem Wasser,
Heilig oben unser Mond.

Schlangenwege durch die Wälder
Führen mich zu einem Berg.
Oben steht der Mond und wartet,
Und ich steige leicht empor.

ZU DEN ABBILDUNGEN

DIE beiden Handzeichnungen von G. T. Caasbrock und Philipp Hackert entstammen dem im Provinzial-Museum zu Mitau befindlichen Stammbuch des Barons Heinrich von Offenberg, das in einer Faksimile-Ausgabe im Insel-Verlag erscheint. Offenberg hat auf Reisen in Deutschland, Holland, England, Italien und der Schweiz in den Jahren 1778 bis 1786 die Eintragungen dieses kostbaren Stammbuches – Handschriften und Zeichnungen der berühmtesten Dichter und Künstler jener Zeit – gesammelt.

Das Jugendbildnis Hölderlins ist nach dem Original (farbiges Aquarell) auf der Stuttgarter Hofbibliothek für unsere Hölderlin-Gesamt-Ausgabe aufgenommen worden; in der letzteren wurde sie in farbigem Lichtdruck wiedergegeben.

Das Cortes-Bild ist das einzig authentische des großen Eroberers, das auf uns gekommen ist. Wir haben es in Mexiko nach dem im dortigen Hospital der „Purissima Concepcion“ befindlichen Original für die in diesem Jahr bei uns erscheinende „Eroberung Mexikos“ (nach

den Berichten Cortes' an Kaiser Karl V.) aufnehmen lassen.

Die Goethe-Büste Martin Klauers ist um 1780 von dem in der letzten Zeit endlich zu verdienter Anerkennung gelangten Weimarischen Hofbildhauer geschaffen worden. Sie stellt eine bisher unbekannte Fassung des „mittleren Typus“ unter den zahlreichen Goethe-Büsten Klauers dar, der unter klassizistischem Einfluß entstand. Das Original befand sich im Hause der Frau von Stein in Weimar und war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Geschenk Goethes an die geliebte Frau. Ein Werk über Klauer bereiten wir vor.

Die beiden Dürer-Bilder entstammen dem Waldmannschen Dürer-Werk.

„Der Ackermann und der Tod“, ein Streitgespräch zwischen dem Witwer und dem Tode aus dem 15. Jahrhundert, hat als eines der schönsten älteren deutschen Prosawerke bei seinem Erscheinen in der Insel-Bücherei die stärkste Wirkung ausgeübt. Die erste Ausgabe des Werkes wurde 1460 zu Bamberg von Typen Gutenbergs gedruckt. Einen der Holzschnitte dieser Ausgabe, von der sich ein Faksimiledruck in Arbeit befindet, geben wir hier wieder.

BÜCHER
DES INSEL-VERLAGES

Eines Menschen Leben, was ists? Doch Tausende können
Reden über den Mann, was er und wie ers getan.
Weniger ist ein Gedicht; doch können es Tausend genießen,
Tausende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!

GOETHE

Das nachstehende Verzeichnis gibt nur eine Auswahl aus den Werken des Verlages. Das vollständige Verzeichnis ist unentgeltlich durch jede Buchhandlung oder vom Verlag zu beziehen. — Die im Jahre 1917 neu erschienenen Bücher sind durch einen Stern gekennzeichnet.

ABÄLARD UND HELOISE: BRIEFE. Herausgegeben und eingeleitet von *W. Fred.* In Leinen M. 6.—; in Halbleder M. 8.—.

ALTE UND NEUE LIEDER MIT BILDERN UND WEISEN. Erstes bis viertes Heft mit Bilderschmuck von *Ludwig Richter* (1), *Otto Ubbelohde* (2), Graf *Leopold von Kalckreuth* (3) und *Max Slevogt* (4). *51.—75. Tausend.* Jedes Heft 30 Pfennig.

ANDERSENS MÄRCHEN. Neu übertragen von *Mathilde Mann.* Eingeleitet von *Sophus Bauditz.* Initiale, Titel und Einband von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* Zwei Bände. *4.—7. Tausend.* In Leinen M. 12.—.

ANDERSEN NEXÖ -MARTIN: PELLE DER EROBERER. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann.* In Halbleinen M. 10.—.

ARABISCHE NÄCHTE. Nachdichtungen arabischer Lyrik von *Hans Bethge. 3. und 4. Tausend.* In Pappband M. 5.—.

ARIEN UND BÄNKEL AUS ALTWIEN. Einmalige Auflage in 800 Exemplaren. In Halbleder M. 12.—.

ARNIM -ACHIM VON: WERKE. Auswahl in drei Bänden. Im Auftrage und mit Unterstützung der Familie von Arnim herausgegeben von *Reinhold Steig.* Mit Arnims Bildnis in Lichtdruck. In Pappbänden M. 4.—; in Leinen M. 5.—; in Halbpergament M. 7.—.

ARNIM -BETTINA VON: DIE GÜNDERODE. *Zweite Auflage.* Zwei Bände. Zeichnungen des Titelrahmens und Einbandes von *Walter Tiemann.* In Leinen M. 9.—.

[ARTHURS TOD:] Dies edle und freudenreiche Buch heißet „Der Tod Arthurs“, obzwar es handelt von Geburt, Leben und Taten des genannten Königs Arthur / von seinen edeln Rittern vom Runden Tisch / und ihren wunderbaren Fahrten und Abenteuern / von der Vollendung des Heiligen Grals / und im Letzten von ihrer aller schmerzlichen Tode und Abscheiden von dieser Welt, welches Buch ins Englische gebracht wurde durch den Ritter Sir *Thomas Malory.* Übertragen durch *Hedwig Lachmann.* Einleitung von *Severin Rüttgers.* Drei Bände. In Leinen M. 14.—; in Leder M. 20.—.

BAHR HERMANN: ESSAYS. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 6.—.

BALZAC: BRIEFE AN DIE FREMDE (Frau von Hanska). Übertragen von *Eugenie Faber*. Eingeleitet von *Wilhelm Weigand*. Zwei Bände. Mit einem Bilde Balzacs in Lichtdruck. In Leinen M. 10.—.

BALZAC: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Übertragen von *Benno Rüttenauer*. *7.—9. Tausend.* In Halbleinen M. 10.—.

BARRETT-BROWNING -ELIZABETH: SONETTE NACH DEM PORTUGIESISCHEN. Übertragen von *Rainer Maria Rilke*. *Zweite Auflage*. In Halbpergament M. 4.—.

*BECHER -JOHANNES R.: DAS NEUE GEDICHT. In Halbpergament M. 5.—.

BEETHOVENS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*. *21.—25. Tausend.* In Pappband M. 2.80.

BEETHOVENS PERSÖNLICHKEIT. Urteile der Zeitgenossen, gesammelt von *Albert Leitzmann*. Mit 8 Bildertafeln. Zwei Bände. In Halbleinen M. 7.—; in Halbleder M. 10.—.

*BELFRIED -DER. Eine Monatsschrift für Gegenwart und Geschichte der Belgischen Lande. *I. Jahrgang* (Juli 1916 bis Juni 1917). M. 10.—; Einzelheft M. 1.—. **II. Jahrgang* (1917/18) M. 10.—; Einzelheft M. 1.—. (Im Erscheinen.)

BERGMANN -ANTON: ADVOKAT ERNST STAAS. Skizzen und Bilder. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg*. *4.—6. Tausend.* In Leinen M. 4.50.

DIE BIBEL, AUSGEWÄHLT. Herausgegeben von *A.* und *P. G. Grotjahn*. In Pappband M. 2.80.

DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.50. *Es erschienen bisher 46 Bände. Jeder Band ist einzeln käuflich. Die Sammlung wird fortgesetzt.*

ALEXIS -WILLIBALD: Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländischer Roman. *11.—15. Tausend.*

*BUYSSE -CYRIEL: Rose van Dalen.

CONSCIENCE -HENDRIK: Der Löwe von Flandern.

COSTER -CHARLES DE: Uilenspiegel und Lamme Goedzak. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. *11. bis 20. Tausend.*

COSTER - CHARLES DE: Flämische Mären.

*COSTER - CHARLES DE: Brabanter Geschichten.

COSTER - CHARLES DE: Die Hochzeitsreise. Ein Buch von Krieg und Liebe. *21.—30. Tausend.*

DEFOE - DANIEL: Robinson Crusoe. Nach der ältesten deutschen Übertragung.

*EEKHOUD - GEORGES: Das neue Karthago. Roman aus dem heutigen Antwerpen.

FLAUBERT: Frau Bovary. *11.—15. Tausend.*

FLAUBERT: Salambo. Ein Roman aus dem alten Karthago.

FRANÇOIS - LUISE VON: Frau Erdmuthens Zwillingssöhne. Ein Roman aus der Zeit der Freiheitskriege.

FRANÇOIS - LUISE VON: Die letzte Reckenburgerin. *21.—25. Tausend.*

*FRANÇOIS - LUISE VON: Die Stufenjahre eines Glücklichen.

GOTTHELF - JEREMIAS: Wie Uli der Knecht glücklich wird.

GRIMMELSHAUSEN: Der abenteuerliche Simplicissimus. Vollständige Ausgabe.

HOFFMANN - E. T. A.: Der goldne Topf — Klein Zaches — Meister Martin der Küfner und seine Gesellen.

HUGO - VICTOR: Notre Dame von Paris.

JACOBSEN - JENS PETER: Frau Marie Grubbe. *11. bis 15. Tausend.*

JACOBSEN - JENS PETER: Niels Lyhne. *16.—20. Tausend.*

JEAN PAUL: Titan. Gekürzt herausgegeben von *Hermann Hesse.* Zwei Bände.

LAGERLÖF - SELMA: Gösta Berling. Erzählungen aus dem alten Wermland. *11.—15. Tausend.*

MÖRIKE - EDUARD: Maler Nolten. In ursprünglicher Gestalt.

MORITZ - KARL PHILIPP: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman.

MURGER - HENRI: Die Bohême. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben.

SCHEFFEL: Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert.

SCOTT - WALTER: Der Talisman.

SEALSFIELD - CHARLES (Karl Postl): Das Kajütenbuch. *6.—10. Tausend.*

*STREUVELS - STIJN: Der Flachsacker.

*STRINDBERG: Die Leute auf Hemsö.

THACKERAY: Die Geschichte des Henry Esmond, von ihm selbst erzählt.

TIECK: Vittoria Accorombona. Ein Roman aus der Renaissance.

TILLIER -CLAUDE: Mein Onkel Benjamin.

TOLSTOI: Anna Karenina. Zwei Bände.

TOLSTOI: Auferstehung.

TOLSTOI: Krieg und Frieden. Drei Bände.

TURGENJEFF: Väter und Söhne.

TUTI -NAMEH oder Das Papageienbuch.

WEIGAND -WILHELM: Die Frankenthaler.

WILDE -OSCAR: Das Bildnis des Dorian Gray.

In der Ausstattung der Bibliothek der Romane erschienen die nachstehenden Romane von

ZOLA -EMILE: Der Zusammenbruch (Der Krieg 1870—71) — Das Geld — Doktor Pascal — Lourdes — Paris — Rom — Wahrheit — — Fruchtbarkeit. In einzig autorisierten deutschen Ausgaben. Preis jedes Bandes in Leinen M. 5.—.

BIERBAUM -OTTO JULIUS: DER NEUBESTELLTE IRRGARTEN DER LIEBE. Um etliche Gänge und Lauben vermehrt. Verliebte, launenhafte, moralische und andere Lieder, Gedichte und Sprüche. Ausgestattet von *Heinrich Vogeler-Worpswede. 56. bis 60. Tausend.* In Pappband M. 3.50; in Leder M. 7.50.

BINDING -RUDOLF G.: DIE GEIGE. Vier Novellen. *4.—6. Tausend.* Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.50.

BINDING -RUDOLF G.: GEDICHTE. Geheftet M. 3.—; in Halbpergament M. 4.50.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding.* Ausstattung von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* In Pappband M. 3.50.

BOCCACCIO -GIOVANNI DI: DAS DEKAMERON. Übertragen von *Albert Wesselski.* Zwei Bände. *11.—20. Tausend.* In Leinen oder in Halbpergament M. 14.—.

* DER BORN JUDAS. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von *M. J. bin Gorion.* Sechs Bände. Jeder Band: Geheftet M. 4.50; in Pappe M. 6.—; in Halbpergament M. 7.50.

Erschienen sind bisher: Band 1 („Von Liebe und Treue") und Band 2 („Vom rechten Weg"). Die Titel der weiteren Bände sind: „Weisheitsgeschichten", „Volkserzählungen", „Dämonengeschichten", „Fromme und Heilige". Das Werk wird nur vollständig abgegeben.

*BRAUN-FELIX: TANTALOS. Tragödie in fünf Erscheinungen. In Pappband M. 4.—.

BRENTANO-CLEMENS, und SOPHIE MEREAU: BRIEFWECHSEL. Nach den Handschriften herausgegeben von *Heinz Amelung*. Mit zwei Bildnissen. Zwei Bände. In Leinen M. 9.—.

CLEMENS BRENTANOS FRÜHLINGSKRANZ, in Briefen, ihm geflochten (von *Bettina von Arnim*), wie er selbst es schriftlich verlangte. Taschenausgabe in zwei Bänden. *Zweite Auflage.* In Leinen M. 8.—; in Leder M. 10.—.

BRILLAT-SAVARIN: PHYSIOLOGIE DES GESCHMACKS ODER GEDANKEN ZUR TRANSZENDENTEN GASTRONOMIE. Mit Wiedergabe vieler Holzschnitte aus der französischen Ausgabe von 1864. In Halbleder M. 6.—.

BUBER-MARTIN: DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. Einbandzeichnung von *E. R. Weiß.* In Halbleder M. 5.—.

*BUBER-MARTIN: EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN. In Pappband M. 4.50.

*BUBER-MARTIN: DIE LEHRE, DIE REDE UND DAS LIED. In Pappband M. 4.50.

DAS BUCH DER FABELN. Zusammengestellt von *Chr. H. Kleukens.* Eingeleitet von *Otto Crusius.* In Pappband M. 7.—; in Halbleder M. 9.—.

BÜCHNER-GEORG: GESAMMELTE WERKE NEBST EINER AUSWAHL SEINER BRIEFE. Eingeleitet von *Wilhelm Hausenstein.* In Pappband M. 4.50.

*BÜRGER-GOTTFRIED AUGUST: WUNDERBARE REISEN zu Wasser und zu Lande des Freiherrn von Münchhausen. Mit 80 Holzschnitten von *Gustave Doré.* Von den Originalholzstöcken in der Reichsdruckerei gedruckt. *Vorzugsausgabe:* 600 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Halbleder M. 50.—. *Einfache Ausgabe* in Pappband M. 12.—.

CAHN-WILHEM: IM BELAGERTEN PARIS 1870—1871. Tagebuchaufzeichnungen. In Pappband M. 4.—.

CAROLINE: BRIEFE AUS DER FRÜHROMANTIK. Nach *Georg Waitz* vermehrt herausgegeben von *Erich Schmidt.* Mit drei Porträts in Lichtdruck und einem Brief an Goethe in Faksimile. Zwei Bände. In Leinen M. 14.—.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Herausgegeben von *Reinhard Buchwald*. Mit einer Einleitung von *Ricarda Huch*. Mit 18 Bildertafeln. In Pappband M. 5.—; in Halbleder M. 7.50.

CAROSSA -HANS: DOKTOR BÜRGERS ENDE. Letzte Blätter eines Tagebuchs. In Halbleder M. 3.50.

CAROSSA -HANS: DIE FLUCHT. Ein Gedicht aus Doktor Bürgers Nachlaß. In Pappband M. 1.50; in Halbpergament M. 2.50.

CAROSSA -HANS: GEDICHTE. *Zweite Auflage*. In Halbpergament M. 3.50.

CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Taschenausgabe in zwei Bänden. *4.—10. Tausend*. In Leinen M. 10.—; in Halbleder M. 15.—.

CERVANTES: NOVELLEN. Vollständige deutsche Ausgabe. Zwei Bände. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 15.—.

DEUTSCHE CHANSONS. Von *Bierbaum, Dehmel, Falke, Finckh, Heymel, Holz, Liliencron, Schröder, Wedekind, Wolzogen. 76.—85. Tausend*. Geheftet M. 1.—; in Pappband M. 2.—; in Leder M. 6.—.

DIE CHINESISCHE FLÖTE. Nachdichtungen chinesischer Lyrik von *Hans Bethge*. *Achte Auflage*. In Pappband M. 5.—.

CLAUSEWITZ -KARL VON: VOM KRIEGE. Um Veraltetes gekürzte Ausgabe von *Arthur Schurig*. In Leinen M. 9.—.

* DE CLERCQ -RENÉ: DAS NOTHORN. Aus dem Flämischen von *W. von Unger*. In Pappband M. 2.50.

* CORTES -FERDINAND: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Nach den eigenhändigen Berichten des Feldherrn an Kaiser Karl V. von 1520—1522 herausgegeben von *Arthur Schurig*. In Pappband M. 5.—; in Halbleder M. 7.50.

* COSTER -CHARLES DE: BRIEFE AN ELISA. Übertragen von *G. Goyert*. In Pappband M. 4.—.

* DÄUBLER -THEODOR: HESPERIEN. *Zweite Auflage*. In Pappband M. 4.—.

DÄUBLER -THEODOR: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. Geheftet M. 22.—; in Halbleder M. 35.—.

DÄUBLER -THEODOR: HYMNE AN ITALIEN. 250 numerierte Exemplare, in Halbleder M. 25.—.

DELACROIX ·EUGÈNE: LITERARISCHE WERKE. Herausgegeben und übertragen von *Julius Meier-Graefe.* Mit 12 Lichtdruckvollbildern. Kartoniert M. 10.—; in Halbperg. M. 12.—.

DICKENS' WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig.* Mit den Federzeichnungen der englischen Originalausgaben von *Cattermole* und anderen. Bibliotheks-Ausgabe auf starkem Papier: Zwölf Bände, geheftet M. 36.—; in Leinen M. 60.—.

Einzel-Ausgaben:

a) *Taschen-Ausgabe.* Jeder Band in Leinen M. 6.50; in Leder M. 10.—.

David Copperfield, Mit 40 Federzeichnungen. (6.—10. Tausend.)
Martin Chuzzlewit. Mit 40 Federzeichnungen.
Nikolaus Nickleby. Mit 38 Federzeichnungen.
Oliver Twist und Weihnachtserzählungen. Mit 76 Federzeichnungen.

b) *Bibliotheks-Ausgabe.* Jeder Band geheftet M. 3.—; in Leinen M. 5.—.

David Copperfield. Mit 40 Federzeichnungen. Zwei Bände.
Der Raritätenladen. Mit 73 Federzeichnungen. Zwei Bände.
Die Pickwickier. Mit 43 Federzeichnungen. Zwei Bände.
Martin Chuzzlewit. Mit 40 Federzeichnungen. Zwei Bände.
Nikolaus Nickleby. Mit 38 Federzeichnungen. Zwei Bände.
Oliver Twist. Mit 24 Federzeichnungen. Ein Band.
Weihnachtserzählungen. Mit 52 Federzeichnungen. Ein Band.

DROYSEN ·JOH. GUST.: DAS LEBEN DES FELDMARSCHALLS GRAFEN YORCK VON WARTENBURG. Zwei Bände. Mit 8 Bildnissen und 8 Karten. In Leinen M. 14.—; in Halbleder M. 18.—.

EICHENDORFFS DICHTUNGEN. Zwei Bände. In Pappbänden M. 3.50; in Leinen M. 5.—; in Halbleder M. 10.—.

DEUTSCHE ERZÄHLER. Ausgewählt und eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal.* Vier Bände. In Pappbänden M. 14.—; in Halbleder M. 28.—.

Inhalt: Arnim: Der tolle Invalide — Brentano: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl — Büchner: Lenz — Droste-Hülshoff: Die Judenbuche — Eichendorff: Taugenichts — Fouqué: Undine — Goethe: Novelle — Gotthelf: Barthli der Korber — Grillparzer: Der arme Spielmann — Hauff: Das kalte Herz — Fr. Hebbel: Aus meiner Jugend — E. T. A. Hoffmann: Der Elementargeist — Gottfr. Keller: Spiegel, das Kätzchen — Heinr. von Kleist: Das Erdbeben in Chili — Eduard Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag — Jean Paul: Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal — Schiller: Der Geisterseher — Sealsfield: Erzählung des Obersten Morse — Stifter: Der Hagestolz — Tieck: Der blonde Eckbert.

FICHTES REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION. Eingeleitet von *Rudolf Eucken*. *11.—15. Tausend.* In Pappband M. 2.80.

GESTA ROMANORUM. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von *Hermann Hesse*. In Pappband M. 5.—; in Halbleder M. 7.—.

GLASER ·KURT: DIE KUNST OSTASIENS. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. Mit 24 Bildertafeln. In Halbperg. M. 10.—.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragung von *Bernhard Jolles*. Mit 23 Lichtdrucktafeln. *6.—8. Tausend.* In Halbleder M. 18.—.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles*. *Wohlfeile Ausgabe.* Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. *21.—30. Tausend.* In Pappband M. 5.—; in Halbleder M. 7.50.

GOETHES SÄMTLICHE WERKE in sechzehn Bänden. *(Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.)* In Leinen M. 80.—.

Einzeln zu folgenden Preisen:

I: Romane und Novellen, Band I. In Leinen M. 4.—.
II: Romane und Novellen, Band II. (Wilhelm Meister.) In Leinen M. 6.—.
III: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. In Leinen M. 5.—.
IV: Italienische Reise; Kampagne in Frankreich 1792; Belagerung von Mainz 1793. In Leinen M. 5.—.
V: Annalen und kleinere autobiographische Schriften. In Leinen M. 5.—.
VI: Dramatische Dichtungen, I. Band. In Leinen M. 4.—.
VII: Dramatische Dichtungen, II. Band. In Leinen M. 5.50.
VIII: Dramatische Dichtungen, III. Band. In Leinen M. 6.50.
IX/X: Kunst-Schriften. Zwei Bände. In Leinen M. 10.50.
XI: Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Dichtungen. In Leinen M. 5.50.
XII/XIII: Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte. Zwei Bände. In Leinen M. 10.—.
XIV/XV: Lyrische und epische Dichtungen. In zeitlicher Folge. Zwei Bände. In Leinen M. 10.—.
XVI: Naturwissenschaftliche Schriften. In Leinen M. 5.—.

GOETHES WERKE in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von *Erich Schmidt*. *51.—70. Tausend.* In Pappbänden M. 9.—; in Leinen M. 12.—; in Halbleder M. 18.—.

DER JUNGE GOETHE. Begründet von *Salomon Hirzel*. Neu herausgegeben von *Max Morris*. Sechs Bände mit 66 Lichtdrucktafeln. Geheftet M. 27.—; in Leinen M. 36.—.

Die vollständige Sammlung aller Dichtungen, Briefe, Gespräche, Zeichnungen und Radierungen Goethes bis zu seiner Übersiedelung nach Weimar.

GOETHE: WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Textrevision von *Max Hecker*. Doppeltitel, Initiale und Einbandzeichnung von *Marcus Behmer*. *Pracht-Ausgabe:* 1200 Exemplare auf Büttenpapier, in Halbleinen M. 12.—; in Leder M. 18.—.

GOETHE: WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Gesamt-Taschenausgabe. In Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

GOETHES FAUST. Gesamtausgabe. Enthaltend den Urfaust, das Fragment (1790), die Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. *36.—45. Tausend.* In Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

GOETHES FAUST. Mit den siebzehn Lithographien von *Eugène Delacroix* in Lichtdruck. Druckleitung und Einband von *E. R. Weiß*. Einmalige Ausgabe in 615 Exemplaren. In Halbleder M. 50.—.

GOETHES SÄMTLICHE GEDICHTE IN ZEITLICHER FOLGE. Herausgegeben von *H. G. Gräf*. Zwei Bände. In Leinen M. 10.—.

* GOETHES GEDICHTE. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von *H. G. Gräf*. In Pappband M. 4.—.

GOETHE: DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern von *Daniel Chodowiecki* in Nachstich und einer Rötelstudie in Lichtdruck. *Vierte Auflage.* In Halbleder M. 10.—.

GOETHES LIEBESGEDICHTE. In Pappband mit mehrfarbiger Einbandzeichnung von *E. R. Weiß* M. 3.50; in Leder M. 7.50.

GOETHES ITALIENISCHE REISE. Wohlfeile illustrierte Ausgabe. Mit 58 Handzeichnungen Goethes und 10 Porträts von Goethe und seinen Reisegenossen. Im Auftrag des Goethe-National-Museums herausgegeben von *H. T. Kroeber*. Zwei Bände. In Pappbänden M. 8.—; in Halbpergament M. 10.—.

GOETHES ITALIENISCHE REISE. Taschenausgabe. *6.—10. Tausend.* In Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

GOETHES SPRÜCHE IN REIMEN. In Pappband M. 2.80; in Leder M. 5.—.

GOETHES BRIEFWECHSEL MIT MARIANNE VON WILLEMER. *Dritte Auflage.* In Leinen M. 5.—.

[GOETHE - ZELTER:] DER BRIEFWECHSEL ZWISCHEN GOETHE UND ZELTER. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von *Max Hecker*. Vier Bände. Mit Faksimiles und 4 Bildnissen. Jeder Band in Leinen M. 6.50.

Band I und Band II sind erschienen, die weiteren zwei folgen 1918.

GOETHE IM GESPRÄCH. In Auswahl (ohne die mit Eckermann geführten Gespräche) herausgegeben von *Franz Deibel* und *Friedrich Gundelfinger. Dritte Auflage.* In Leinen M. 6.—.

Enthält die Gespräche mit Schiller, Wieland, Herder, Schlegel, Napoleon, Voß, Riemer, Kanzler von Müller, Soret, Felix Mendelssohn u. a.

AUS GOETHES TAGEBÜCHERN. Ausgewählt und eingeleitet von *Hans Gerhard Gräf.* In Pappband M. 2.80; in Leder M. 5.—.

GOETHES ÄUSSERE ERSCHEINUNG. Literarische und künstlerische Dokumente seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von *Emil Schaeffer.* Mit 80 Vollbildern. In Halbleinen M. 4.—; in Leder M. 10.—

DIE BRIEFE DER FRAU RATH GOETHE. Gesammelt und herausgegeben von *Albert Köster.* Zwei Bände. *Fünfte, vermehrte Auflage.* In Halbleder M. 18.—.

BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Mit einer Silhouette der Frau Rath. Ausgewählt und eingeleitet von *Albert Köster. 41.—50. Tausend.* In Pappband M. 2.80.

GRIMM - BRÜDER: DEUTSCHE SAGEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Paul Merker. 11.—15. Tausend.* In Pappband M. 2.80; in Leder M. 5.—.

GROTH - KLAUS: QUICKBORN. Volksleben in plattdeutschen Gedichten dithmarscher Mundart. 450 Exemplare auf Strathmore-Japan, in Halbpergament M. 25.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

HAFIS: LIEDER. Nachdichtungen von *Hans Bethge. 3. und 4. Tausend.* In Pappband M. 5.—.

HALLSTRÖM: Die VIER ELEMENTE. Erzählungen. In Halbpergament M. 5.—.

HALLSTRÖM: DER TOTE FALL. Roman. In Pappband M. 4.—.

HALLSTRÖM: FRÜHLING. Roman. In Halbpergament M. 5.—.

•HALLSTRÖM: FLORENTINISCHER ABENDTRAUM. Novellen. *Zweite Auflage.* In Halbpergament M. 5.—.

HALLSTRÖM: EINE ALTE GESCHICHTE. Roman. *Zweite Auflage.* In Halbpergament M. 5.—.

HALLSTRÖM: EIN GEHEIMES IDYLL und andere Novellen. In Halbpergament M. 5.—.

HALLSTRÖM: EIN SCHELMENROMAN. In Halbpergament M. 4.50.

HALLSTRÖM: VERIRRTE VÖGEL. Novellen. In Halbpergament M. 5.—.

Alle Hallströmschen Bücher in autorisierter Übertragung von Marie Franzos.

HARDT ERNST: AUS DEN TAGEN DES KNABEN. Gedichte. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.50; in Pergament M. 6.—.

*HARDT ERNST: BRIEF AN EINEN DEUTSCHEN INS FELD. *6.—10. Tausend.* Mit Titelholzschnitt von *Walter Klemm.* Geheftet M. —.25.

HARDT ERNST: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. *3. und 4. Tausend.* In Pappband M. 4.50.

HARDT ERNST: GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. *11.—15. Tausend.* In Leinen M. 4.50.

HARDT ERNST: JOSEPH KAINZ. Verse zu seinem Gedächtnis. Kartoniert M. 1.50.

HARDT ERNST: DER KAMPF. Ein Drama in vier Aufzügen. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 4.—.

HARDT ERNST: KÖNIG SALOMO. Drama. In Leinen M. 3.50.

HARDT ERNST: SCHIRIN UND GERTRAUDE. Ein Scherzspiel. In Pappband M. 4.—.

HARDT ERNST: TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. *29.—33. Tausend.* In Leinen M. 4.50.

HARDT ERNST: TOTE ZEIT. Drama in drei Akten. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.—.

HAUFFS MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Ausstattung von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* In Leinen M. 6.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, ANDERS GENANNT DAS PASSIONAL. Zwei Bände. Mit Wiedergabe von 146 Holzschnitten aus dem Lübecker Druck von 1492. In Halbleinen M. 13.—; in Halbpergament M. 16.—.

HEINES SÄMTLICHE WERKE. Unter Mitwirkung von *Jonas Fränkel, Ludwig Krähe, Albert Leitzmann, Paul Neuburger* und *Julius Petersen* herausgegeben von *Oskar Walzel.* Zehn Bände. In Halbleinen M. 35.—.

HEINES BUCH DER LIEDER. Taschenausgabe. *11.—15. Tausend.* In Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

HEINSE ·WILHELM: SÄMTLICHE WERKE in zehn Bänden. Erste vollständige und kritische Ausgabe von *Carl Schüddekopf.* Jeder Band in Halbleder M. 8.—; in Ganzleder M. 9.—.

HERDERS IDEEN ZUR KULTURPHILOSOPHIE. In Pappband M. 2.80; in Leder M. 5.—.

HOFFMANN ·E. T. A.: LEBENSANSICHTEN DES KATERS MURR. Nach *Hoffmanns* Ausgabe neu herausgegeben, von fremden Zutaten gereinigt und mit Nachrichten über den Kater vermehrt von *Hans von Müller.* Mit Wiedergabe der Einbandlithographien der Originalausgabe. In Pappband M. 7.—.

HOFMANN ·LUDWIG VON: TÄNZE. Zwölf Originallithographien. Mit einem Prolog von *Hugo von Hofmannsthal.* 200 numerierte Exemplare. In Mappe M. 200.—.

HOFMANNSTHAL: KLEINE DRAMEN. *Zweite Auflage.* In Halbpergament M. 12.—.

HOFMANNSTHAL: DER WEISSE FÄCHER. Ein Zwischenspiel. Mit vier Holzschnitten von *Edward Gordon Craig.* 750 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Halbpergament M. 20.—.

HOFMANNSTHAL: DIE GESAMMELTEN GEDICHTE. *Vierte Auflage.* In Halbpergament M. 6.—.

HOFMANNSTHAL: DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. *26.—30. Tausend.* In Pappband M. 3.50; in Halbleder M. 6.—.

Inhalt: Gedichte, Der Tod des Tizian, Prologe und Trauerreden, Das kleine Welttheater, Vorspiele, Tor und Tod, Der weiße Fächer, Kaiser und Hexe, Die Frau im Fenster, Das Bergwerk zu Falun.

HÖLDERLINS SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE. In fünf Bänden. Kritisch-historische Ausgabe von *F. Zinkernagel.* Mit mehreren Bildern und Faksimiles. Jeder Band in Halbleder M. 7.—. *Vorzugs-Ausgabe:* 50 numerierte Exemplare auf van Gelder-Bütten, jeder Band in Leder (Handband) M. 30.—.

Bisher sind Band II und III erschienen.

HOLZ ·ARNO: PHANTASUS. In Halbleinen M. 24.—; in Halbpergament M. 30.—.

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder. 11.—20. Tausend.* In Halbleinen M. 4.—.

HUCH ·RICARDA: DER KAMPF UM ROM. Historischer Roman. *Vierte Auflage.* In Leinen M. 6.—.

HUCH ·RICARDA: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. (Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege.) Drei Bände. *7.—9. Tausend.* In Halbleinen M. 16.—; in Halbleder M. 24.—.

HUCH ·RICARDA: MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO. *3.—5. Tausend.* In Halbpergament M. 6.—.

HUCH ·RICARDA: DER LETZTE SOMMER. Erzählung in Briefen. *Vierte Auflage.* In Leinen M. 3.50.

HUCH ·RICARDA: MICHAEL UNGER. *6. Auflage.* In Halbleinen M. 6.—.

HUCH ·RICARDA: VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. *Sechste Auflage.* In Leinen M. 6.50.

HUCH ·RICARDA: WALLENSTEIN. Eine Charakterstudie. *4.—6. Tausend.* In Leinen M. 4.50.

HUCH ·RICARDA: LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. *6.—10. Tausend.* In Halbpergament M. 6.—.

HUMBOLDTS BRIEFE AN EINE FREUNDIN [Charlotte Diede]. Herausgegeben von *Albert Leitzmann.* Zwei Bände. Mit einem Porträt. In Leinen M. 10.—.

HUMBOLDTS BRIEFE AN EINE FREUNDIN. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann.* In Pappband M. 2.80.

INSEL-ALMANACH AUF DAS JAHR 1917. Mit 15 Abbildungen. Kartoniert M. —.80.

JACOBS ·MONTY: DEUTSCHE SCHAUSPIELKUNST. Zeugnisse zur Bühnengeschichte klassischer Rollen. Mit 33 Bildertafeln. In Leinen M. 7.50.

JAPANISCHER FRÜHLING. Nachdichtung japanischer Lyrik von *Hans Bethge. 3. und 4. Tausend.* In Pappband M. 5.—.

JEAN PAUL: DES LUFTSCHIFFERS GIANNOZZO SEEBUCH. Mit 15 Vollbildern, mehrfarbigem Titelbild in Lichtdruck und Einbandzeichnung von *Emil Preetorius.* In Pappband M. 12.—.

[JUNG ·HEINRICH:] HENRICH STILLINGS JUGEND, EINE WAHRHAFTE GESCHICHTE. Titelvignette und Titelkupfer nach *Chodowiecki.* In Pappband M. 4.—.

DIE KÄMPFE UM DIE FESTE VAUX. Von Mitstreitern geschildert. Mit 43 Bildern. Geheftet M. 3.—.

KANTS SÄMTLICHE WERKE. Herausgegeben von *Felix Groß*. Sechs Bände. *Taschen-Ausgabe* im Format und Schrift der *Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe*. Jeder Band: in Leinen M. 6.—.

Bisher sind erschienen:

Band I: Vermischte Schriften (darin: Anthropologie, Streit der Fakultäten u. a.). Band II: Naturwissenschaftliche Schriften. Band III: Kritik der reinen Vernunft. Band IV: Kleinere philosophische Schriften.

KANTS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *F. Ohmann*. In Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

KANT-AUSSPRÜCHE. Herausgegeben von *Raoul Richter*. *Zweite Auflage*. In Pappband M. 2.80.

KASSNER-RUDOLF: VON DEN ELEMENTEN DER MENSCHLICHEN GRÖSSE. In Leinen M. 3.50.

KASSNER-RUDOLF: DER INDISCHE GEDANKE. (Von der menschlichen Tiefe.) In Leinen M. 4.—.

*KASSNER-RUDOLF: MELANCHOLIA. *Zweite Auflage*. In Leinen M. 7.—.

KASSNER-RUDOLF: DIE MORAL DER MUSIK. Aus den Briefen an einen Musiker. *Zweite, umgearbeitete Auflage*. In Leinen M. 4.50.

KASSNER-RUDOLF: DER TOD UND DIE MASKE. Gleichnisse. *Zweite Auflage*. In Leinen M. 4.50.

KASSNER-RUDOLF: DIE CHIMÄRE. In Leinen M. 4.—.

KATALOG DER SAMMLUNG KIPPENBERG. (Goethe — Goethes Familie — Goethes Kreis — Faust — Alt-Weimar — Das Weimarische Fürstenhaus.) Mit 73 Lichtdrucktafeln und Faksimiles. Titel- und Einbandzeichnung von *Walter Tiemann*. 600 numerierte Exemplare in Halbleder M. 50.—.

KATHARINA II., KAISERIN VON RUSSLAND: MEMOIREN. Nach den eigenhändigen Manuskripten der Kaiserin aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme*. Mit 12 Porträts und 4 Stammtafeln. Zwei Bände. Geheftet M. 12.—; in Halbleder M. 20.—.

KATHARINA II.: MEMOIREN. Wohlfeile Ausgabe. *6.—10. Tausend*. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme*. Mit 16 Bildnissen. In Pappband M. 5.—; in Halbleder M. 7.50.

KLEIST-HEINRICH VON: SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE. Vollständige Ausgabe in sechs Bänden, besorgt von *Wilhelm Herzog*. Mit dem Jugendbildnis Kleists und verschiedenen Faksimiles. In Halbleinen M. 36.—; in Leinen M. 42.—.

KLEIST-HEINRICH VON: ERZÄHLUNGEN. Eingeleitet von *Erich Schmidt*. In Pappband M. 2.80.

KLÖDEN-KARL FRIEDRICH VON: JUGENDERINNERUNGEN. In Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

* KNEIP-JAKOB: BEKENNTNIS. Gedichte. In Pappband M. 4.—.

KNOOP-GERHARD OUCKAMA: SEBALD SOEKERS PILGERFAHRT. *Zweite Auflage*. In Halbpergament M. 6.—.

* KÖNIG-HERTHA: SONETTE. In Pappband M. 3.—.

KORTUM: DIE JOBSIADE. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Originalausgabe und einer Einleitung in Versen von *Otto Julius Bierbaum*. *4. und 5. Tausend*. In Pappband M. 5.—; in Schweinsleder M. 16.—.

KROMER-HEINRICH E.: GUSTAV HÄNFLING. Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers. Pappbd. M. 3.50; Halbldr. M. 5.—.

LAGERLÖF-SELMA: GÖSTA BERLING. Erzählungen aus dem alten Wermland. Vollständige Übertragung von *Mathilde Mann*. Zwei Bände. In Pappbänden M. 8.—; in Halbleder M. 10.—.

LAO-TSE: DIE BAHN UND DER RECHTE WEG. Der chinesischen Urschrift in deutscher Sprache nachgedacht von *Alexander Ular*. *Dritte Auflage*. In Pappband M. 5.—.

LENAUS SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe herausgegeben von *Eduard Castle*. Mit Bildern und Faksimiles. In Leinen M. 36.—; in Halbleder M. 42.—.

LESSINGS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Julius Petersen*. In Pappband M. 2.80; in Leder M. 5.—.

LUTHERS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Reinhard Buchwald*. Zwei Bände. Mit einem Porträt Luthers von *Lukas Cranach*. In Halbleinen M. 12.—.

LUTHERS BRIEFE. Wohlfeile Ausgabe. In Pappband M. 2.80.

LÜTHGEN-EUGEN: BELGISCHE BAUDENKMÄLER. Mit 96 ganzseitigen Abbildungen. In Halbleinen M. 4.—.

DIE VIER ZWEIGE DES MABINOGI. Ein keltisches Sagenbuch. Übertragen von *Martin Buber.* In Halbpergament M. 4.—.

MARGARETHA VON VALOIS [Königin von Frankreich und Navarra]: MEMOIREN, BRIEFE UND SONSTIGE DOKUMENTE IHRES LEBENS. Zwei Bände. Mit zwei Porträts in Lichtdruck. In Pappbänden M. 8.—; in Halbleder M. 10.—.

MEINHOLD: SIDONIA VON BORK, DIE KLOSTERHEXE. Historischer Roman. Zwei Bände. In Halbpergament M. 8.—; in Ganzpergament M. 12.—.

MORGENLÄNDISCHE ERZÄHLUNGEN, genannt Palmblätter. Neu herausgegeben von *H. Hesse.* In Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

MORIER - JAMES: DIE ABENTEUER DES HADSCHI-BABA VON ISPAHAN. Roman. Übertragen von *A. v. Kühlmann.* In Leinen M. 6.—.

MÖRIKE: DAS HUTZELMÄNNLEIN UND ANDERE MÄRCHEN. In Leinen M. 4.—.

MÖRIKE: MOZART AUF DER REISE NACH PRAG. *Zweite Auflage.* In Leinen M. 3.50.

MOZARTS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Albert Leitzmann. 11.—20. Tausend.* In Pappband M. 2.80.

MOZARTS PERSÖNLICHKEIT. Urteile der Zeitgenossen, gesammelt und erläutert von *Albert Leitzmann.* Mit 11 Bildertafeln. In Halbleinen M. 4.50; in Halbleder M. 6.—.

MUNK - GEORG: IRREGANG. Roman. *3. und 4. Tausend.* Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

MUNK - GEORG: DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

MÜRGER: DIE BOHÊME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. Mit Titelzeichnung und fünf Vollbildern von *Franz von Bayros. 5. und 6. Tausend.* In Leinen M. 6.—; in Leder M. 10.—.

*NADEL - ARNO: ADAM. Drama in einem Vorspiel und vier Akten. Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 5.—.

NAPOLEONS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Schulze.* Mit 19 Bildern. In Pappband M. 5.—.

NIEBERGALL: DATTERICH. Lokalposse in sechs Bildern. Mit 7 Lithographien und Einbandzeichnung von *Emil Preetorius.* 325 auf van Gelder-Bütten, in Halbpergament M. 30.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

NIETZSCHES GESAMMELTE BRIEFE. Fünf Teile (in sechs Bänden). In Leinen M. 56.—; in Halbleder M. 72.—.

FRIEDRICH NIETZSCHES BRIEFWECHSEL MIT FRANZ OVERBECK. Herausgegeben von *Richard Oehler* und *Carl Albrecht Bernoulli*. In Leinen M. 12.—.

NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler. 11.—20. Tausend.* In Halbleinen M. 4.—.

ALTFRANZÖSISCHE NOVELLEN. Zwei Bände. Ausgewählt von *Paul Ernst.* Mit Titelholzschnitten und Zierstücken nach alten Originalen. In Pappbänden M. 10.—.

CHINESISCHE NOVELLEN. Aus dem Urtext übertragen von *H. Rudelsberger.* Zwei Bände. In Pappbänden M. 7.50.

*FLÄMISCHES NOVELLENBUCH. Herausgegeben von *F. M. Huebner.* Gebunden M. 4.—.

Enthält Beiträge von Cyriel Buysse, Maurits Sabbe, Stijn Streuvels, Herman Teirlinck, Felix Timmermans, Gustav Vermeersch, August Vermeylen, Franz Verschoren, Karel van de Woestijne u. a.

PATER WALTER: MARIUS DER EPIKUREER. Ein Roman in zwei Bänden. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 12.—.

GESCHICHTEN AUS DEM ALTEN PITAVAL. Eine Sammlung berühmter Kriminalgeschichten. Drei Bände. In Leinen M. 14.—.

PLATENS GEDICHTE. Neu herausgegeben von *Rudolf Schlösser.* Zwei Bände. In Pappbänden M. 8.—; in Halbleder M. 10.—.

POPE: DER LOCKENRAUB. Ein komisches Heldengedicht. In deutsche Verse übertragen von *Rudolf Alexander Schröder.* Mit den neun Bildern und der Einbandzeichnung von *Aubrey Beardsley.* 800 Exemplare auf Büttenpapier, in Pappband M. 18.—.

DIE PSALMEN. Nach der Übertragung Martin Luthers. Taschenausgabe. In Leinen M. 3.50; in Leder M. 5.—.

*PULVER MAX: MERLIN. In Pappband M. 4.—.

*PULVER MAX: IGERNES SCHULD. Ein Kammerspiel in vier Akten. Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—.

REINKE VOSS. Neu erzählt von *Christian Heinrich Kleukens.* Mit farbigem Titel, farbigen Bildern und Einband von *Friedrich Wilhelm Kleukens.* 400 Exemplare auf van Gelder-Papier, in Halbpergament M. 45.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

REISINGER ·ERNST: GRIECHENLAND. Landschaften und Bauten. Ein Werk von 88 Vollbildern, davon 62 nach Aufnahmen der Kgl. Preuß. Meßbildanstalt, mit Schilderungen deutscher Reisender *(Fr. Th. Vischer, Geibel, Hettner, Ed. Engel, Gerhart Hauptmann, Hugo von Hofmannsthal, Isolde Kurz* u. a.*)*. Gebunden M. 4.50.

•REUTER ·CHRISTIAN: WERKE. In zwei Bänden. Herausgegeben von *Georg Witkowski*. Einmalige Auflage in 800 Exemplaren. In Halbpergament M. 30.—.

RILKE ·RAINER MARIA: DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. Zwei Bände. *6.—8. Tausend.* In Pappbänden M. 7.—; in Leder M. 12.—.

RILKE: ERSTE GEDICHTE. In Halbleder M. 6.50.

RILKE: DAS BUCH DER BILDER. *Siebente Auflage.* In Halbleder M. 6.50.

RILKE: DIE FRÜHEN GEDICHTE. *Dritte Auflage.* In Halbleder M. 6.50.

RILKE: NEUE GEDICHTE. *Dritte Auflage.* In Halbleder M. 6.50.

RILKE: DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL. *Zweite Auflage.* In Halbleder M. 6.50.

RILKE: GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. *Fünfte Auflage.* In Leinen M. 4.50.

RILKE: REQUIEM. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) *Zweite Auflage.* In Pappband M. 2.—.

RILKE: AUGUSTE RODIN. Mit 96 Vollbildern. *11.—15. Tausend.* In Halbleinen M. 4.—.

RILKE: DAS STUNDENBUCH. *12.—16. Tausend.* In Halbleinen M. 4.—.

RIMBAUD: LEBEN UND DICHTUNG. Eingeleitet v. *Stefan Zweig.* Mit einem Bildnis Rimbauds in Heliogravüre. In Leinen M. 7.—.

ROUSSEAUS BEKENNTNISSE. Aus dem Französischen übertragen von *Ernst Hardt.* Vollständige Ausgabe. In Leder M. 12.—.

•JAN RUISBROECK: DIE ZIERDE DER GEISTLICHEN HOCHZEIT. Übertragen von *F. M. Huebner.* 500 Exemplare auf handgeschöpftem Papier. No. 1—100 in Pergament (Handband) erscheint nach dem Kriege; 101—500 in Pappband M. 30.—.

SAINT-SIMON: DER HOF LUDWIGS XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. Herausgegeben und eingeleitet von *Wilhelm Weigand.* Übertragen von *Arthur Schurig.* Mit 34 zeitgenössischen Bildern (Porträts, Interieurs, Szenen). Kartoniert M. 12.—; in Halbleder M. 18.—.

SCHAEFFER ·ALBRECHT: ATTISCHE DÄMMERUNG. In Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 5.—.

SCHAEFFER ·ALBRECHT: HEROISCHE FAHRT. In Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 5.—.

SCHAEFFER ·ALBRECHT: DES MICHAEL SCHWERTLOS VATERLÄNDISCHE GEDICHTE. In Pappband M. 6.—; in Halbleder M. 7.50.

*SCHAEFFER ·ALBRECHT: DIE MÜTTER. Ein ernstes Stück. In Halbpergament M. 4.—.

SCHEFFLER ·KARL: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Vollbildern. *Zweite Auflage.* In Halbpergament M. 12.—.

*SCHEFFLER ·KARL: DER GEIST DER GOTIK. Mit 102 Vollbildern. In Halbleinen M. 6.—.

SCHEFFLER ·KARL: ITALIEN. Tagebuch einer Reise. Mit 118 Abbildungen. *4.—6. Tausend.* In Halbpergament M. 12.—.

SCHEFFLER ·KARL: LEBEN, KUNST UND STAAT. Gesammelte Essays. In Halbpergament M. 9.—.

SCHEFFLER ·KARL: WAS WILL DAS WERDEN? Ein Tagebuch im Kriege. In Pappband M. 5.—.

DIE BRIEFE DES JUNGEN SCHILLER. Herausgegeben von *Max Hecker. 11.—15. Tausend.* In Pappband M. 2.80; in Leder M. 5.—.

SCHILLER UND GOETHE: BRIEFWECHSEL. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften vollständig herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf* und *Albert Leitzmann.* Drei Bände. In Halbleinen M. 12.—.

SCHILLERS GESPRÄCHE. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn. Herausgegeben von *Julius Petersen.* Mit vier Bildern in Lichtdruck. In Pappband M. 3.—; in Leinen M. 4.—.

SCHOPENHAUERS WERKE, in fünf Bänden. *(Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.)* In Leinen M. 24.—.

SCHOPENHAUERS APHORISMEN ZUR LEBENSWEISHEIT. Taschenausgabe. *6.–10. Tausend.* In Leinen M. 3.50.

SCHOPENHAUER ·ARTHUR: BRIEFWECHSEL UND ANDERE DOKUMENTE SEINES LEBENS. Ausgewählt und herausgegeben von *Max Brahn.* In Leinen M. 4.—.

SCHRÖDER ·RUDOLF ALEXANDER: GESAMMELTE GEDICHTE. In Pappband M. 6.—; in Leder M. 10.—.

SCHRÖDER ·RUDOLF ALEXANDER: HAMA. Scherzhafte Gedichte und Erzählungen. Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.—.

SCHRÖDER ·RUDOLF ALEXANDER: HEILIG VATERLAND. Kriegsgedichte 1914. M. —.30.

DER JUNGE SCHUMANN: DICHTUNGEN UND BRIEFE. *11.—15. Tausend.* In Pappband M. 2.80.

SCHURIG ·ARTHUR: WOLFGANG AMADEUS MOZART. Sein Leben und sein Werk auf Grund der durch *Nikolaus von Nissen* gesammelten biographischen Quellen und der Ergebnisse der neuesten Forschung dargestellt. Zwei Bände. Mit 50 Vollbildern und 5 Faksimiles. Kartoniert M. 24.—; in Halbleder M. 30.—.

SCHWAB ·GUSTAV: SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. a) Nicht illustrierte Ausgabe in zwei Bänden, gebunden M. 10.—; b) illustrierte Ausgabe in drei Bänden (mit *Flaxmans* Zeichnungen), gebunden M. 14.—.

SEIDEL ·WILLY: DER GARTEN DES SCHUCHÂN. Novellen. In Leinen M. 6.—.

SEIDEL ·WILLY: DER SANG DER SAKÎJE. Roman aus dem heutigen Ägypten. *3.—5. Tausend.* In Leinen M. 5.—.

SHAKESPEARE: HAMLET, PRINZ VON DÄNEMARK. Textgestaltung von *M. J. Wolff.* Mit den 16 Lithographien von *E. Delacroix.* Einband und Druckleitung von *E. R. Weiß.* 615 numerierte Exemplare in Halbleder gebunden M. 50.—.

SHAKESPEARES SONETTE. Nachdichtung von *E. Saenger. Jubiläums-Ausgabe. Zweite Auflage.* In Halbpergament M. 6.—.

DIE ABENTEUER SINDBADS DES SEEFAHRERS, wie sie aufgezeichnet sind in dem Buch genannt „Tausend und eine Nacht". Illustrierte Ausgabe von *Agnes Peters.* In Pappband M. 5.—.

SOKRATES, geschildert von seinen Schülern. Übertragung und Erläuterungen von *Emil Müller*. Zwei Bände. Mit Wiedergabe der Neapler Sokrates-Herme in Lichtdruck. In Leinen M. 12.—.

Erster Band: Xenophon: Erinnerungen an Sokrates, Die Kunst der Haushaltung. Plato: Protagoras, Ein Gastmahl. Zweiter Band: Xenophon: Ein Gastmahl. Plato: Gorgias, Verteidigung des Sokrates, Kriton, Phädon. Anhang: Drei Sokratesjünger.

SPINOZAS BRIEFWECHSEL UND ANDERE DOKUMENTE. Ausgewählt und übertragen von *J. Bluwstein*. In Halbleinen M. 6.—.

•STAMMBUCH DES BARONS HEINRICH VON OFFENBERG. Mit Genehmigung des Oberbefehlshabers Ost nach dem im Provinzial-Museum zu Mitau befindlichen Original herausgegeben von *Otto Clemen*. 300 Exemplare. Subskriptionspreis: Nr. 1—75 in Maroquin M. 125.— (vergriffen); Nr. 76–300 in Leder M. 80.—.

STAUFFER-BERN ·KARL: FAMILIENBRIEFE UND GEDICHTE. Herausgegeben von *U. W. Züricher*. Mit einem Selbstporträt des Künstlers. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 8.—.

STEIN ·HEINRICH VON: GESAMMELTE DICHTUNGEN. Herausgegeben von *Fr. Poske*. Drei Bände. In Halbleinen M. 12.—.

STERNHEIM ·CARL: BÜRGER SCHIPPEL. Komödie in fünf Aufzügen. In Leinen M. 4.50.

STERNHEIM ·CARL: DON JUAN. Eine Tragödie. In Halbleder M. 8.—; in Ganzleder M. 15.—.

STERNHEIM ·CARL: DIE HOSE. Ein bürgerliches Lustspiel. In Halbpergament M. 4.50.

STERNHEIM ·CARL: DIE KASSETTE. Komödie in fünf Aufzügen. In Leinen M. 4.50.

STERNHEIM ·CARL: DER SNOB. Komödie in drei Aufzügen. In Leinen M. 4.50.

STERNHEIM ·CARL: ULRICH UND BRIGITTE. Ein dramatisches Gedicht. *Zweite Auflage*. In Leinen M. 4.50.

STIFTER ·ADALBERT: STUDIEN. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. In Leinen M. 10.—.

STRAUSS ·DAVID FRIEDR.: ULRICH VON HUTTEN. Herausgegeben von *Otto Clemen*. Mit 35 Lichtdrucktafeln. Kartoniert M. 12.—; in Halbleder M. 18.—.

*STRAUSS · LUDWIG: WANDLUNG UND VERKÜNDUNG. Gedichte. In Pappband M. 4.—.

TAUBE · OTTO FREIHERR VON: DER VERBORGENE HERBST. Roman. In Halbpergament M. 6.—.

DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSEND UND EIN NÄCHTEN. Erste *vollständige* deutsche Ausgabe in zwölf Bänden. Mit einer Einleitung von *Hugo von Hofmannsthal. Zweite Auflage.* In Leinen M. 72.—; in Halbleder M. 84.—.

TAUSEND UND EINE NACHT. *(Mittlere Ausgabe.)* Auswahl in vier Bänden. In Halbleinen M. 18.—; in Halbleder M. 26.—.

DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSEND UND EINE NACHT. Herausgegeben von *Severin Rüttgers.* In Pappband M. 6.—; in Halbleder M. 8.—.

TAUSEND UND EIN TAG. Orientalische Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von *Paul Ernst.* Vier Bände. In Leinen M. 20.—.

DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Erneut von *Joseph Bédier.* Autorisierte Übertragung von *Rudolf G. Binding. 4.—6. Tausend.* In Leinen M. 6.—; in Leder M. 15.—.

TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von *Martin Buber. Zweite Auflage.* In Pappband M. 5.—.

UHDE-BERNAYS · HERMANN: FEUERBACH. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen. In Halbleinen M. 4.—.

ULFELDT · LEONORA CHRISTINA GRÄFIN: LEIDENSGEDÄCHTNIS, DAS SIND DENKWÜRDIGKEITEN AUS IHRER GEFANGENSCHAFT IM BLAUEN TURM DES KÖNIGSSCHLOSSES ZU KOPENHAGEN 1663 bis 1685. Mit fünf Bildnissen in Lichtdruck. In Pappband M. 5.—.

VELDE · HENRY VAN DE: ESSAYS. Mit Einband- und Titelzeichnung vom Verfasser. In Halbpergament M. 6.—.

VELDE · HENRY VAN DE: VOM NEUEN STIL. Mit Titelzeichnung vom Verfasser. In Halbpergament M. 5.—.

VERHAEREN. Drei Bände. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 15.—.

Einzelausgaben:

Verhaeren. Von Stefan Zweig. In Pappband M. 5.—.
Ausgewählte Gedichte. Nachdichtung von Stefan Zweig. In Pappband M. 5.—.
Drei Dramen (Helenas Heimkehr, Philipp II., Das Kloster). Nachdichtung von Stefan Zweig. In Pappband M. 5.—.

VERHAEREN: REMBRANDT. Übertragung von *Stefan Zweig. 21.—25. Tausend.* Mit 80 ganzseitigen Abbildungen. In Halbleinen M. 4.—.

VERHAEREN: RUBENS. Übertragung von *Stefan Zweig.* Mit 95 Abbildungen. *11.—15. Tausend.* In Halbleinen M. 4.—.

VERHAEREN: LES VILLAGES ILLUSOIRES. Mit 15 Radierungen von *Henry Ramah.* Aus der Lemmentype bei *Drugulin* gedruckt. 230 Exemplare auf van Gelder-Bütten, in Leinen M. 80.—.

*VERHAEREN: DIE WOGENDE SAAT. Übertragen von *Paul Zech.* In Halbpergament M. 6.—.

*VERMEYLEN ·AUGUST: DER EWIGE JUDE. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg. 4.—6 Tausend.* In Pappband M. 5.—.

*VERWEY ·ALBERT: GEDICHTE. Aus dem Holländischen übertragen von *Paul Cronheim.* In Pappband M. 6.—.
Gedruckt auf der Cranach-Presse in Weimar.

[VILLERS ·ALEXANDER VON:] BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Aus dessen Nachlaß neu herausgegeben von *Karl Graf Lanckoroński* und *Wilhelm Weigand.* Mit zwei Bildnissen in Heliogravüre. Zwei Bände. In Leinen M. 12.—; in Halbleder M. 15.—.

VOLL ·KARL: ENTWICKLUNGSGESCHICHTE DER MALEREI IN EINZELDARSTELLUNGEN. Drei Bände.

I. Band. Altniederländische und altdeutsche Meister. Mit 29 Bildertafeln. In Leinen M. 10.—.

II. Band. Italienische Meister. Mit 25 Bildertafeln. In Leinen M. 10.—.

* *III. Band.* Malerei des 17. Jahrhunderts. Mit 23 Bildertafeln. In Leinen M. 10.—.

VOLTAIRE: CANDID ODER DER OPTIMISMUS. Eine Erzählung. Übertragen von *Ernst Hardt.* Mit 24 Originalholzschnitten (12 Vollbildern und 12 Initialen) von *Max Unold.* 800 numerierte Exemplare. In Halbpergament M. 12.—.

WAGNER ·RICHARD: AUSWAHL SEINER SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Houston Steward Chamberlain.* In Pappband M. 2.80.

WALDMANN ·EMIL: ALBRECHT DÜRER. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden des Meisters. In Halbleinen M. 4.—.

*WALDMANN ·EMIL: DÜRERS STICHE UND HOLZSCHNITTE. Mit 80 Vollbildern nach Kupferstichen, Radierungen und Holzschnitten. In Halbleinen M. 4.—.

WALZEL ·OSKAR: VOM GEISTESLEBEN DES 18. UND 19. JAHRHUNDERTS. Gesammelte Aufsätze. In Leinen M. 12.—.

WALZEL ·OSCAR: RICARDA HUCH. Ein Wort über Kunst des Erzählens. In Pappband M. 2.—.

WASMANN ·FRIEDRICH: Ein deutsches Künstlerleben von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von *Bernt Grönvold.* Mit 105 Vollbildern in Lichtdruck. In Leinen M. 12.—.

WEIGAND ·WILHELM: DER VERSCHLOSSENE GARTEN. Gedichte aus den Jahren 1901—1909. In Halbpergament M. 5.—.

WEIGAND ·WILHELM: DER RING. Ein Novellenkreis. In Leinen M. 6.—.

WEIGAND ·WILHELM: STENDHAL UND BALZAC. Essays. In Leinen M. 6.—.

WEIMAR IN DEN FREIHEITSKRIEGEN. Drei Bände. In Leinen M. 10.—.

Die Bände sind auch einzeln käuflich.

Erster Band: Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806 bis 1813. Von Kanzler *Friedrich von Müller.* Mit dem Bildnis Friedrich von Müllers. Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 3.50.

Zweiter Band: Johannes Falks Kriegsbüchlein. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimars in dem Zeitraum von 1806—1813. Mit dem Bildnis Johannes Falks. Geheftet M. 2.—; in Leinen M. 3.—.

Dritter Band: Weimarische Berichte und Briefe aus den Freiheitskriegen 1806—1815. Herausgegeben von *Friedrich Schulze.* Mit 16 Vollbildern. Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 5.—.

WIELAND: AUSGEWÄHLTE WERKE. Drei Bände. Taschenausgabe, besorgt von *Franz Deibel.* Zeichnung des Titels und Einbandes von *Walter Tiemann.* In Pappbänden M. 8.—.

WILDE ·OSCAR: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Übertragen von *Felix Paul Greve* und *Franz Blei.* Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede. 51.—60. Tausend.* In Pappband M. 4.—.

WILDE-OSCAR: GEDICHTE. (Die Sphinx; aus den „Poems".) Übertragen von *Gisela Etzel.* In Halbpergament M. 8.—.

WILDE-OSCAR: ZWEI GESPRÄCHE VON DER KUNST UND VOM LEBEN. Übertragen von *Hedwig Lachmann* und *Gustav Landauer.* In Halbleder M. 6.—.

KAISER WILHELM I.: BRIEFE. Nebst Denkschriften und anderen Aufzeichnungen in Auswahl herausgegeben von *Erich Brandenburg.* In Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

WILHELMINE, MARKGRÄFIN VON BAYREUTH: MEMOIREN. Deutsch von *Annette Kolb.* Mit drei Heliogravüren. Zwei Bände. *Zweite Auflage.* In Leinen M. 14.—; in Halbleder M. 18.—.

WINCKELMANNS KLEINE SCHRIFTEN ZUR GESCHICHTE DER KUNST DES ALTERTUMS. Herausgegeben von *Hermann Uhde-Bernays.* Mit 10 Vollbildern. Einbandzeichnung von *Walter Tiemann.* Geheftet M. 6.—; in Halbpergament M. 7.—.

WINCKLER-JOSEF: MITTEN IM WELTKRIEG. Gedichte. In Pappband M. 3.50.

DES KNABEN WUNDERHORN. Ausgewählt und eingeleitet von *Friedrich Ranke.* Mit Nachbildung eines Titelkupfers der Originalausgabe. *11.—15. Tausend.* In Pappband M. 2.80.

ROMANE VON EMILE ZOLA *(sämtlich in einzig berechtigten Übertragungen).* Jeder Band in Leinen M. 5.—.

FRUCHTBARKEIT — WAHRHEIT — ROM — LOURDES — PARIS — DAS GELD — DOKTOR PASCAL — DER ZUSAMMENBRUCH (Der Krieg von 1870/71).

ZWEIG-STEFAN: ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. *3. und 4. Tausend.* In Pappband M. 5.—.

ZWEIG-STEFAN: DIE FRÜHEN KRÄNZE. Gedichte. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.—.

*ZWEIG-STEFAN: JEREMIAS. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. Geheftet M. 4.—; in Pappband M. 5.—. 25 Exemplare auf Büttenpapier, in Halbleder M. 25.—.

DIE INSEL-BÜCHEREI

Jeder Band gebunden mit farbigem Überzug 80 Pfennig. Bisher erschienen 229 Bände.

DIE ABENTEUER SINDBADS DES SEEFAHRERS, wie sie aufgezeichnet sind in dem Buche genannt „Tausend und eine Nacht“. (Nr. 128)

ALTE FLÄMISCHE LIEDER. Urtext mit Singweisen und Wörterverzeichnis. (Nr. 209)

ANAKREON. Übertragen von *Ed. Mörike.* (Nr. 34)

ANDERSEN: Bilderbuch ohne Bilder. (Nr. 192)

ANGELUS SILESIUS: Der cherubinische Wandersmann. (Nr. 41)

ARNDT: Gedichte. (Nr. 163)

ARNDT: Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann. (Nr. 157)

ÄSCHYLOS: Der gefesselte Prometheus. (Nr. 84)

BAHR: Dialog vom Marsyas. (Nr. 67)

BALZAC: Facino Cane; Sarrasine. (Erzählungen.) (Nr. 19)

BAUDELAIRE: Gedichte in Prosa. (Nr. 135)

BAUDELAIRE: Vers choisis des Fleurs du mal (Nr. 119)

BERGMANN: Das Ziegelhaus. (Erzählung.) (Nr. 211)

BINDING: Der Opfergang. (Erzählung.) (Nr. 23)

BISMARCK: Vier Reden zur äußeren Politik. (Nr. 4)

REDEN BISMARCKS nach seinem Ausscheiden aus dem Amte. (Nr. 166)

BJÖRNSON: Arne. (Erzählung.) (Nr. 48)

BJÖRNSON: Synnöve Solbakken. (Erzählung.) (Nr. 37)

BJÖRNSON: Ein fröhlicher Bursch. (Erzählung.) (Nr. 199)

BLÜCHERS BRIEFE. (Nr. 170)

BOCCACCIO: Fünf sehr anmutige Geschichten. Mit sieben Holzschnitten. (Nr. 16)

BRENTANO: Gedichte. (117)

BRENTANO: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. (Nr. 175)

BROWNING: Pippa geht vorüber. (Drama.) (Nr. 148)

DAS BUCH JUDITH. (Nr. 121)

DAS BUCH RUTH. (Nr. 152)

BÜCHNER: Dantons Tod. (Drama.) (Nr. 88)

BÜCHNER: Leonce und Lena. (Lustspiel.) (Nr. 91)

BÜCHNER: Wozzeck; Lenz. (92)

BÜRGER: Liebeslieder. (Nr. 86)

BÜRGER: Reisen des Freiherrn von Münchhausen. (Nr. 7)

BUSONI: Entwurf einer neuen Ästhetik d. Tonkunst. (Nr. 202)

BUTZBACH: Wanderbüchlein. Chronika eines fahrenden Schülers. (Nr. 26)

CERVANTES: Geschichte des Zigeunermädchens Preziosa. (2)

CHAMISSO: Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Mit 4 Holzschnitten. (No. 194)

CHINESISCHE KRIEGS-LYRIK. Nachdichtungen von *Klabund*. (Nr. 183)

CLAUDEL: Die Erkenntnis des Ostens. (Nr. 146)

CLAUDIUS: Der Wandsbecker Bote. (Nr. 186)

CLAUSEWITZ: Grundgedanken über Krieg und Kriegführung. (Nr. 169)

CONSCIENCE: Der Rekrut. (Erzählung.) (Nr. 210)

DE COSTER: Herr Halewijn. (Flämische Legende.) (Nr. 212)

DÄUBLER: Das Sternenkind. (Gedichte.) (Nr. 188)

DAUDET: Tartarin von Tarascon (Roman.) (Nr. 42)

DEHMEL -RICHARD: Kriegsbrevier. (Nr. 229)

DEUTSCHE CHORÄLE. (155)

DEUTSCHE KRIEGSLIEDER (1515—1914). (Nr. 153)

DER ALTE DEUTSCHE KRIEGSGESANG IN WORTEN UND WEISEN (Nr. 171)

DIE DEUTSCHEN LANDE im Gedicht. (Nr. 174)

DEUTSCHE VATERLANDSLIEDER. (Nr. 154)

DICKENS: Die Silvesterglokken. Mit 11 Abbildungen (Nr. 89)

DOSTOJEWSKI: Die Sanfte. (Erzählung.) (Nr. 116)

DOSTOJEWSKI: Der Großinquisitor (Nr. 149)

DROSTE - HÜLSHOFF: Gedichte. (Nr. 139)

DÜRER: Tagebuch der Reise in die Niederlande. Mit acht Vollbildern Dürers. (Nr. 150)

EEKHOUD: Burch Mitsu. (Erzählung.) (Nr. 216)

EICHENDORFF: Die Glücksritter; Das Schloß Dürande. (Erzählungen.) (Nr. 196)

EICHENDORFF: Aus dem Leben eines Taugenichts. (Nr. 224)

EMERSON: Natur. (Nr. 72)

DAS ALTE PUPPENSPIEL VOM DOKTOR FAUST. (Nr. 125)

FECHNER: Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. (Nr. 187)

FICHTE: Der geschloßne Handelsstaat. (Nr. 226)

FLAUBERT: Emile Zola. (205)

FLAUBERT: Die Sage von St. Julian dem Gastfreien. (Erzählung.) (Nr. 12)

FLAUBERT: Herodias. (Erzählung.) (Nr. 76)

FRANÇOIS -LOUISE VON: Die goldene Hochzeit. (Erzählung.) (Nr. 35)

FRANKLIN -BENJAMIN: Jugenderinnerungen. (Nr. 223)

DIE SCHÖNSTEN LEGENDEN DES HEILIGEN FRANZISKUS. (Nr. 70)

FRIEDRICH DER GROSSE: Drei politische Schriften. (Nr. 6)

ANEKDOTEN ÜBER FRIEDRICH DEN GROSSEN. Mit Holzschnitten von *Menzel*. (159)

GEIBEL: Heroldsrufe. (Nr. 173)

GEZELLE: Gedichte. Aus dem Flämischen von *R. A. Schröder*. (Nr. 213)

DIE GESCHICHTE VON AUCASSIN UND NICOLETTE. (Nr. 14)

GIDE: Die Rückkehr des verlorenen Sohnes. Übertragen von *Rilke*. (Nr. 143)

GILGAMESCH. Eine Erzählung aus dem alten Orient. (Nr. 203)

GOBINEAU: Der Turkmenenkrieg. (Erzählung.) (Nr. 79)

GOBINEAU: Gamber Alis Geschichte. (Erzählung.) (Nr. 197)

GOETHE: Die Geschichte Gottfriedens von Berlichingen (Der „Urgötz"). (Nr. 160)

GOETHES Faust in ursprünglicher Gestalt (Der „Urfaust"). (Nr. 61)

GOETHE über seinen Faust. (44)

GOETHE: Pandora. Ein Festspiel. (Nr. 30)

GOETHES Briefe an Auguste zu Stolberg. (Nr. 10)

GOGOL: Der Mantel. (Novelle.) (Nr. 24)

GRIECHISCHE LYRIK. (124)

GRILLPARZER: Der arme Spielmann (Erzählung.) (Nr. 82)

GRIMM -JACOB: Über die deutsche Sprache. (Nr. 120)

GROEBEN: Guineische Reisebeschreibung (1694; das erste deutsche Kolonialbuch.) (Nr. 90)

GÜNTHER -JOH. CHR.: Leonorenlieder. (Nr. 54)

SCHWESTER HADEWICH: Visionen. Aus dem Flämischen von *F. M. Huebner*. (Nr. 207)

HALLSTRÖM: Drei Novellen. (Nr. 64)

HARDT -ERNST: An den Toren des Lebens. (Novelle.) (Nr. 13)

HARDT -ERNST: Ninon von Lenclos. (Drama.) (Nr. 218)

HEBBEL: Gedichte. (Nr. 59)

HEBBEL: Mutter und Kind. (32)

HEBBEL: Schnock. (Erzählung.) Mit 27 Holzschnitten. (Nr. 80)

HEBEL: Schatzkästlein. (Nr. 177)

HIPPOKRATES: Grundsätze seiner Schriftensamml. (Nr. 151)

HISTORIE DES HERZOG ERNST VON BAYERN UND ÖSTERREICH. Mit 31 Holzschnitten. (Nr. 71)

HOFFMANN -E. T. A.: Musikalische Novellen. (Nr. 142)

HOFFMANN -E. T. A.: Das Fräulein von Scuderi. (Nr. 190)

HOFMANNSTHAL: Der Tod des Tizian; Idylle. (Nr. 8)

HOFMANNSTHAL: Der Tor und der Tod. (Nr. 28)

*HOFMANNSTHAL: Das kleine Welttheater. (Nr. 78)

HOLBEIN: Bilder des Todes. (Nr. 221)

HÖLDERLIN: Gedichte. (Nr. 50)

HÖLDERLIN: Hymnen an die Ideale der Menschheit. (Nr. 180)

DIE SAGA VOM FREYSGODEN HRAFNKEL. (Isländische Saga.) (Nr. 29)

HUCH -RICARDA: Das Judengrab; Aus Bimbos Seelenwanderungen. (Nr. 193)

HUCH -RICARDA: Liebesgedichte. (Nr. 22)

HUCH -RICARDA: Lebenslauf des heiligen Wonnebald Pück. (Erzählung.) (Nr. 58)

HUCH -RICARDA: Gottfried Keller. (Nr. 113)

HUMBOLDT: Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung. (Nr. 38)

JACOBSEN: Mogens. (Nr. 11)

JACOBSEN: Erzählungen. (40)

JEAN PAUL: Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal. (Erzählung.) (Nr. 51)

KANT: Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. (Nr. 31)

KANT: Zum ewigen Frieden. (Nr. 228)

KINDERLIEDER aus des Knaben Wunderhorn. (Nr. 60)

KLEIST: Die Hermannsschlacht. (Nr. 156)

KLEIST: Michael Kohlhaas. (Erzählung.) (Nr. 161)

AUS DEM KORAN. (Nr. 172)

KRIEG UND FRIEDE 1870. Zwei Briefe von *David Friedrich Strauß* an *Ernst Renan* und dessen Antwort. Mit einem Anhang: *Carlyle* an die *Times*. (Nr. 164)

LABÉ -LOUÏZE: Vierundzwanzig Sonette. (Nr. 222.)

LAFONTAINE: Fabeln. Mit Holzschnitten von *Grandville*. (Nr. 185)

LANZELOT UND SANDEREIN. Altflämisches Schauspiel. (Nr. 208)

LA ROCHEFOUCAULD: Betrachtungen oder Moralische Sentenzen und Maximen. (126)

LICHTENBERG: Aphorismen. (Nr. 33)

LIEDER DER ALTEN EDDA. In der Übertragung der *Brüder Grimm*. (Nr. 47)

LIEDER DER LANDSKNECHTE. Mit Holzschnitten von *Hans Burgkmair*. (Nr. 158)

LI-TAI-PE: Gedichte. Übertragen von *Klabund*. (Nr. 201)

LUTHERS GEISTLICHE LIEDER. (Nr. 144)

LUTHER IM KREISE DER SEINEN. (Nr 227)

DIE SCHÖN MAGELONA. Mit 37 Holzschnitten. (Nr. 39)

MANN -HEINRICH: Auferstehung. (Novelle.) (Nr. 62)

MARLOWE: Eduard II. (Tragödie.) (Nr. 118)

MÉRIMÉE. Carmen. (Novelle.) (Nr. 57)

MOMBERT: Musik der Welt aus meinem Werk. (Nr. 181)

MÖRIKE: Gedichte. (Nr. 75)

NETTELBECK: Stücke seiner Lebensbeschreibung. (Nr. 191)

NIEBERGALL: Datterich. (Lokalposse.) (Nr. 137)

NOTKER: Geschichten von Karl dem Großen. (Nr. 114)

NOVALIS: Hymnen an die Nacht; Die Christenheit oder Europa. (Nr. 21)

OSTPREUSSISCHES SAGENBUCH. (Nr. 176)

PEREZ: Jüdische Geschichten. (Nr. 204)

DIE ÖSTERREICHISCHE BIBLIOTHEK

Herausgegeben von *Hugo von Hofmannsthal*

Preis jedes Bandes gebunden 80 Pfennig.

Grillparzers politisches Vermächtnis. (Nr. 1)

Heldentaten der Deutschmeister 1697 bis 1914. (Nr. 2)

Friedjung: Custozza und Lissa. (Nr. 3)

Bismarck und Österreich. (Nr. 4)

Audienzen bei Kaiser Joseph. (Nr. 5)

Achtzehnhundertneun. Dokumente aus Österreichs Krieg gegen Napoleon. (Nr. 6)

Fürst Friedrich zu Schwarzenberg, der „Landsknecht“: Bilder aus Alt-Österreich. (Nr. 7)

Abraham a Sancta Clara. (Nr. 8)

Beethoven im Gespräch. (Nr. 9)

Radetzky: Sein Leben und Wirken. Nach autobiographischen Skizzen. (Nr. 10)

Michel: Auf der Südostbastion unseres Reiches. (Nr. 11)

Wildgans: Österreichische Gedichte 1914/15. (Nr. 12)

Comenius und die Böhmischen Brüder. (Nr. 13)

Die österreichischen Lande im Gedicht. (Nr. 14)

Grillparzer: Ein Bruderzwist in Habsburg. Trauerspiel in 5 Aufzügen. (Nr. 15)

Nikolaus Lenaus Briefe an Sophie Löwenthal. (Nr. 16)

Prinz Eugen. Briefe und Gespräche. (Nr. 17)

Adam Müller-Guttenbrunn: Deutsches Leben in Ungarn. (Nr. 18)

Walther von der Vogelweide. Gedichte und Sprüche. (Nr. 19)

Briefe aus Wien. (Nr. 20)

Tschechische Anthologie: Vrchlický, Sova, Březina. (Nr. 21)

Adalbert Stifters Briefe. (Nr. 22)

Fürst von Metternich. Briefe und andere Dokumente. (Nr. 23)

Alpensagen. (Nr. 24)

Maria Theresia als Herrscherin. Deutsche Denkschriften, Briefe und Resolutionen (1740—1756). (Nr. 25)

Schubert im Freundeskreis. (Nr. 26)

INHALT

Den Umschlag und die Monats-
bilder zeichnete Marcus Behmer.
Druck von Fr. Richter in Leipzig



